

**Tages
Woche**

Freitag 31.10.2014 4. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

4001 Basel

T 061 561 61 61



WEIT

NACH OBEN

WIE WEITER AM BODEN?

Die Roche-Türme bringen nur dann Mehrwert,
wenn auch das Gebiet um sie herum belebt wird.

Seite
6

ANZEIGE



Caspar Wolf

und die ästhetische
Eroberung der Natur

19. 10. 2014 – 1. 2. 2015

kunstmuseum basel

FOTO: HANS-JÜRGEN WALTER

My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbön zum Erleben.



proinnerstadt.ch

INHALT

Interview

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI



«Gewalt ist Bestandteil des Seins.» Kampfsportler Damian Mohler im Gespräch über Aggressionen, die Krieger von heute und seine Vorliebe für Frauenfussball.

Seite 16

Flüchtlingshelfer

FOTO: ZVG



Mussie Zerai kümmert sich um Leib, Leben und Seelenheil von Eritreern.

Seite 30

Literatur

FOTO: JAN KIESEWALTER



Autoren, die sich mit Vergangenen beschäftigen, räumen Buchpreise ab.

Seite 40

Kolumne

Das Mosaik der Demokratie: Die neue Kolumne von Andreas Gross

Seite 27

Chantal und Roger	S. 4
Bestattungen	S. 26
Kulturflash	S. 39
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46

ANZEIGE

SIGNUM
RUND UM IMMOBILIEN

Wir verwalten für Sie

- Stockwerkeigentum
- Mietliegenschaften

Legen Sie Wert auf Sicherheit, Transparenz, Qualität, Personalkonstanz und interessante Konditionen? Dann freuen wir uns auf Ihre Kontaktnahme.

061 426 96 96 signum.ch
Hauptstrasse 50, 4102 Binningen



Remo Leupin
Leiter Print

Geschenke und eine neue Stimme

Gefeiert haben wir im kleinen Kreis. Dieses Mal galt es ja nicht, auf eine runde Zahl anzustossen. Ein Geschenk zum dritten Geburtstag gab es für die TagesWoche trotzdem: Dank Mitteln der Stiftung Levedo ist die Stiftung für Medienvielfalt auch in Zukunft in der Lage, die TagesWoche abzusichern.

Auf eine Paywall auf tageswoche.ch verzichten wir weiterhin. **Dafür bieten wir neben dem Abo Mitgliedschaften an**, die es auch Printabstimmern erlauben, unabhängigen Journalismus mitzufinanzieren. Denn auch künftig sind wir auf zahlende Leserinnen und Leser angewiesen.

Ein Geschenk erhielt letzte Woche auch Basel: von der Roche, die drei Milliarden in ihren Hauptsitz investiert und einen zweiten Turm plant. Bemerkenswert war der Zeitpunkt der Ankündigung, fünf Wochen vor der Abstimmung über die Ecopop-Initiative, die die Zuwanderung massiv einschränken will. Oft hört man anderes von Grossfirmen. Etwa die Warnung an die Bürger, bei «wirtschaftsfeindlichen» Vorlagen die richtige Antwort auf den Stimmzettel zu schreiben, da die Firmen sonst ins Ausland abwandern könnten.

Das Echo auf die Roche-Pläne war euphorisch. Kritiker waren zunächst kaum zu hören. Im rot-grünen Basel ist man sich bewusst, dass fast nichts geht ohne die Steuerkraft der Pharma. Wir haben trotzdem nachgefragt: **Ist, was wirtschaftlich positiv ist, auch gut fürs Quartier und für die Anwohner?** Fazit: Ja, aber nur, wenn rund um die Roche-Türme neuer Wohnraum für die dort Arbeitenden erstellt und das Quartier belebt wird.

Der Einfluss der Wirtschaft auf den Staat und die daraus erwachsenden Gefahren sind auch Thema unseres **neuen Kolumnisten Andreas Gross**. Alle zwei Wochen wird der SP-Nationalrat und Europarats-Parlamentarier über die Demokratie schreiben, die wir aus seiner Sicht zu verlieren drohen – «mässig, aber regelmässig».

tageswoche.ch/+pyoqt

Online



Unterstützen Sie unsere Arbeit, tageswoche.ch/join

Weiterlesen, S. 6



Am Fuss der Türme tun sich Baustellen auf, tageswoche.ch/+w4g6t

Weiterlesen, S. 27



«Das Mosaik der Demokratie», tageswoche.ch/+h500k

Chantal und Roger

von Simon Jäggi

Während neun Jahren baute das Paar sein eigenes Segelschiff. Am Mittwoch läuft der «Sturmogel» zum ersten Mal vom Stapel.

In dem Moment passt nichts zusammen. Eben noch erzählten Chantal und Roger in einer Hafenkneipe mit bescheidenen Worten von ihrem selbstgebauten Segelboot. Wir treten durch eine unscheinbare Seitentür in eine Lagerhalle. Und jetzt steht über unseren Köpfen dieses Schiff, von dem wir das andere Ende nicht sehen können. Ein Koloss aus 18 Tonnen Stahl und Holz, 14 Meter lang, vier Meter breit und von Kiel bis Deck knapp vier Meter hoch. «Puffinus» haben seine Erbauer das Schiff getauft, «Sturmogel».

Die Geschichte von Chantal (46) und Roger (64) handelt von Verzicht und Beharrlichkeit. «So ein Schiffsbau ist unglaublich komplex. Man baut ein Haus, ein Wohnmobil, und dann muss das Ganze auch noch schwimmen», sagt Roger.

Gemeinsam haben sie Tausende Entscheide getroffen und mindestens so viele Probleme gelöst. Sie stritten mit Lieferanten, die falsches Material geliefert hatten, mit Behörden über Zulassungen und manchmal miteinander über Nichtigkeiten. «Reibereien gehören dazu», sagt Roger, die seien aber spätestens fünf Minuten später wieder vergessen. «Für so ein Projekt müssen beide am selben Strick ziehen, sonst wird das nichts.»

Im Sommer auf dem Campingplatz

Ein halbes Leben lang stellte sich Roger vor, wie er eines Tages auf einem selbstgebauten Schiff über die Weltmeere segeln würde. Vor dreizehn Jahren lernte er seine Partnerin kennen. «Er hat immer wieder von dieser Idee erzählt», sagt Chantal. «Irgendwann war klar, da müssen wir ernsthaft darüber sprechen.»

Ein Jahr später bestellten sie bei einem Schiffsbauer Konstruktionspläne für eine Motu 44, das war 2005. Seither ist das Paar am Bauen. In der Nähe von Luzern schweissten sie aus Metallplatten die Aussenhülle, installierten die Schiffsschraube, bauten in den Rumpf Diesel- und Wassertank ein, legten Leitungen und Anschlüsse.

Die Pläne für den Innenausbau zeichneten sie selbst. Hier die Küche, dort das Bad, da der Backofen, daneben die Waschmaschine, dahinter der Salon, in der Ecke die Navigation. Vor drei Jahren verkaufte Roger seine Metallbaufirma, seither liegt das Schiff im Birsfelder Hafen. «Im vergangenen Jahr», sagt Chantal, «haben wir keine



Zwei, die am selben Strick ziehen: «Aber ohne Reibereien geht es nicht», sagt Roger.

FOTO: BASILE BORNAND

Pause gemacht. Nicht einmal ein freies Wochenende.» Im Sommer schliefen sie auf einem nahegelegenen Campingplatz, im Winter auf dem Schiff. In ihre Wohnung nach Luzern kehren sie kaum noch zurück.

Rings um den Kiel stehen Holzreste, Schneidmaschinen, ganze Kessel voller Werkzeuge. Mittendrin ein wackliger Lastenheber, der uns dem rot-blau gestrichenen Rumpf entlang auf Deckhöhe bringt.

Vor dem Steuerrad führt der Niedergang in den Schiffsrumpf, so gross wie eine Dreizimmerwohnung. An vielen Orten fehlt noch die Deckenverschalung, einige Stellen sind abgeklebt. Im Licht zweier Baustellenleuchten führt Roger durch das Schiff, zeigt Bad und Salon, den Kühlschrank, das eigens ausgetüftelte System mit zwei Bordmotoren, den Trockenraum für die nassen Kleider.

Zwischen Küche und geräumiger Eignerkoje erzählt Roger von seiner Leidenschaft für das Segeln. Wie er Mitte zwanzig auf kleinen Booten an Regatten teilnahm. Und vom Reiz des Ungewissen. «Wer einmal auf offenem Meer das Firmament gesehen und diese Seelenruhe erlebt hat – das ist einmalig.»

Wohin der Wind sie weht

Der ratternde Lastenkran bringt uns wieder auf den Boden zurück, auf Augenhöhe mit Kiel und Schiffsschraube. Roger und Chantal wollen weiterarbeiten, es sind nur noch wenige Tage, bis am Mittwoch der Lastwagen kommt und das Schiff nach Holland bringt.

Bis sie unter den Sternen dahinsegeln, wird es noch etwas dauern. Den kommen

den Winter verbringt die «Puffinus» noch fest vertäut in einem Hafenbecken in Holland. Bis im Frühling wollen sie die letzten Teile verleimen, die letzten Schrauben versenken und dann in der Frühlingssonne das erste Mal die Segel hissen.

Der Zuhörer denkt an weisse Sandstrände in der Karibik, die urtümlichen Galapagosinseln, die grünen Azoren im Atlantik und die Insellandschaften im Mittelmeer. Doch Chantal und Roger denken anders, sie haben keine Pläne. «Eben genau nicht!», sagt Chantal. Sie machen es wie mit dem Schiffsbau und wollen einen Tag nach dem anderen angehen. Einzig nach Norwegen müssen sie, ergänzt Roger, aus rechtlichen Gründen. «Danach schauen wir, wohin der Wind uns weht.»

tageswoche.ch/+lqlje

×

Die Neubauten von Roche sind ein Bekenntnis zum Standort Basel. Doch wenn sie sich positiv auf die Standortquartiere und die Stadt auswirken sollen, bleibt noch eine Menge zu tun.

AM FUSS DER TÜRME TUN SICH BAUSTELLEN AUF

Von Matthias Oppliger und Hans-Jörg Walter (Bilder)

Es gibt kaum einen Ort in Basel, von wo aus der Roche-Turm nicht unübersehbar die Skyline dominiert. Es erstaunt also nicht, dass die Ankündigung des Pharmaunternehmens, noch einen zweiten Turm sowie zahlreiche andere neue Gebäude bauen zu wollen, für Aufregung sorgte. Die Tageszeitungen berichteten seitenweise, Chefredaktoren freuten sich in Kommentaren über das Bekenntnis zum Standort, Politiker waren grosszügig mit lobenden Worten.

Gleichzeitig erzeugte ein Debattenbeitrag der TagesWoche (siehe Seiten 10 und 11) ein enormes Echo und schon bald mischten sich unter die freudigen Ausrufe auch kriti-

sche Stimmen. Sorge bereiten den Lesern neben ästhetischen Aspekten namentlich städtebauliche und verkehrstechnische Fragen. So warf Christoph Meury die Frage auf, welche Probleme eine derartige Konzentration von Arbeitsplätzen mitten in der Stadt mit sich bringe. Und Heinz Müller erinnerte daran, dass mehr Menschen auch mehr Verkehr verursachen.

Tatsächlich ist die Diskussion über die Roche-Türme – und die vielen anderen anstehenden Bauten – dort relevant und spannend, wo es um die konkreten Auswirkungen auf das Quartier und damit auf die Stadt geht. Was geschieht mit den Quartieren Wettstein und Rosental, wenn ein Un-

ternehmen drei Milliarden in Arbeitsplätze und Architektur investiert? Wo sollen diese rund 3000 Menschen wohnen, die künftig hier arbeiten? Wo sollen diese Menschen ihr Feierabendbier trinken? Wo ihre Kinder tagsüber zur Betreuung geben? Wo ihr Fahrrad hinstellen?

Im Gespräch mit der TagesWoche stellte der Standortleiter von Roche, Jürg Erisman, vor allem eine visuelle Aufwertung des Quartiers in Aussicht durch mehr Grünflächen und hochwertige Architektur. Dem Verkehrsproblem will Roche mit einem eigenen Mobilitätskonzept Herr werden, das zum Ziel hat, dass 70 Prozent der Angestellten entweder zu Fuss, mit dem



Velo oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln anreisen. Gleichzeitig räumte Erisman ein, für den Baustellenverkehr durch wild parkierende Handwerker-Fahrzeuge noch keine befriedigende Lösung gefunden zu haben.

Aus Sicht der Stadtentwicklung kommt der Roche-Ausbau wie gerufen. Denn im letzten Februar hat der Regierungsrat einen kommunalen Teilrichtplan mit dem Titel «Entwicklungskonzept Badischer Bahnhof» genehmigt. Dieser Plan sieht vor, den Badischen Bahnhof zur Verkehrsdrehscheibe mit Zentrumsfunktion im Nordosten der Stadt zu etablieren. Gleichzeitig sollen die umliegenden Quartiere attraktiver werden, etwa durch ein dichteres Netz von Velowegen und direktere Fussverbindungen.

Thomas Kessler, Leiter der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung, sieht in den Investitionen von Roche einen willkommenen Impuls für die angestrebten Entwicklungen rund um den Badischen Bahnhof. «Dieses Gebiet ist bereits in einem starken Umbruch, wenn sich auch Roche dort weiterentwickeln will, verstärkt das diese Dynamik.»

Ein «Geschenk», das verpflichtet

Bereits heute würden viele Roche-Mitarbeiter über den Badischen Bahnhof anreisen, sagt Kessler. Wenn es gelinge, die Wege vom Bahnhof zum Roche-Areal auf den Langsamverkehr auszurichten, profitiere das ganze Quartier. Ausserdem entspreche dies auch dem expliziten Wunsch und dem Mobilitätskonzept der Roche.

«Wenn täglich mehrere Tausend Personen zu Fuss oder auf dem Velo durch diese

Quartiere unterwegs sind, zieht das auch eine entsprechende Infrastruktur nach sich», sagt Kessler. Cafés und Restaurants etwa, auch Einkaufsmöglichkeiten oder kulturelle Angebote seien denkbar. Heute sieht es diesbezüglich im Wettstein-Quartier und im Rosental eher düster aus.

«Es ist fantastisch, dass sich in Basel eine grossstädtische Architektur bemerkbar macht», findet Stadtentwickler Kessler.

Kessler war auch an der Medienkonferenz des Pharmaunternehmens anwesend und bereits dort wurde klar, dass er ein grosser Fan der angekündigten Projekte ist. «Es ist doch fantastisch, dass sich auch in Basel langsam eine grossstädtische Architektur bemerkbar macht.» Es sei nur ehrlich, wenn sich die wirtschaftliche Potenz einer Roche auch architektonisch manifestiere – und dies erst recht noch in einer geradezu vorbildlich quartierverträglichen Art.

Bei aller Begeisterung – Bedenken hat auch Kessler. Weil die Stadtrandentwicklung Ost abgelehnt worden sei, fehle es nun an Wohnraum. Nach der Fertigstellung der Neubauten werden sich täglich rund 2000 Menschen mehr als heute im Quartier bewegen. «Eine nachhaltige Entwicklung des Gebietes um den Badischen Bahnhof wird uns nur gelingen, wenn wir den dringend benötigten Wohnraum schaffen können.» Im Klartext: Kessler will Wohnungen für 2000 Menschen in Geh- oder Velodistanz zum Roche-Areal. «Hier stehen nun die privaten Investoren in der Pflicht.»

Geschehe dies nicht, drohen diese Leute nach Lörrach oder Grenzach zu ziehen, und dann habe die Stadt gleich mehrere Probleme, sagt Kessler. Mehr Pendlerverkehr und Steuerzahler, die ins Ausland ziehen. Auch die Belebung der Quartiere werde schwierig, wenn die Menschen nur zum Arbeiten dorthin kommen. So ginge ausserdem ein entscheidender Standortvorteil verloren. «Wir können im internationalen Vergleich auch dadurch punkten, dass wir eine Stadt der kurzen Wege werden. Wo leben und arbeiten nahe beieinander liegen.»

Die drei Milliarden von Roche wurden auch schon als «Geschenk an die Stadt» bezeichnet. Bei näherer Betrachtung ist das «Geschenk» jedoch mit reichlich Verpflichtungen und Herausforderungen befrachtet. Nur weil das Pharmaunternehmen einen zweiten Turm und ein grosses Forschungszentrum baut, heisst das nicht, dass die Stadt automatisch davon profitiert. Wenn es nicht gelingt, den dringend benötigten Wohnraum zu schaffen, drohen die Quartiere zu Durchgangswegen für pendelnde Forscher zu werden. Ganz zu schweigen vom steigenden Druck auf den ohnehin bereits überhitzten Wohnungsmarkt.

Interview



Was Roche sagt

«Wir haben intern sehr intensiv über unsere Bauvorhaben diskutiert, auch mit der Stadtbildkommission. Aus unserer Sicht wäre es jedoch nicht hilfreich, wenn die ganze Stadt über unsere Baupläne mitbestimmen könnte. Selbstverständlich kann jeder seine Meinung dazu haben. Ob es zu einem besseren Resultat führen würde, wenn wir alle diese Meinungen berücksichtigten, ist jedoch mehr als fraglich.» Das ganze Interview mit Jörg Erismann, dem Leiter des Roche-Standortes Basel, finden Sie online.

tageswoche.ch/+wik5v

×

tageswoche.ch/+w4g6t

×

Roche-Pläne

«Zumutung», «Schock», «Bauchweh» – die Bewohner des Wettsteinquartiers fühlen sich vor den Kopf gestossen. Doch Widerstand halten sie für zwecklos.

«Vielleicht ziehe ich auch weg»

von Simon Jäggi

Eine knappe Woche nach Bekanntwerden der neuen Baupläne von Roche ringt Eva Güntert immer noch um Fassung. «Wir erwachen gerade aus dem Schockzustand», sagt die Anwohnerin an der Chrischonastrasse. Mitte September hatte sie mit weiteren Anwohnern einen Brief an Roche geschrieben. Darin erkundigten sie sich, ob an der Peter Rot-Strasse weitere Hochhäuser geplant seien. «Nein», antwortete das Unternehmen wahrheitsgetreu: «Bei der Planung prüfen wir auch die Möglichkeit hoher Gebäude. Ich kann Ihnen allerdings schon heute bestätigen, dass wir weder ein Hochhaus an der Peter Rot-Strasse noch in unmittelbarer Nähe planen.»

Was Roche verschwiegen, erfuhr Güntert drei Wochen später aus den Medien: Noch höhere Türme, mehr Baulärm, mehr Verkehr, mehr Schattenwurf. Die Anwohnerin spricht ruhig und bedacht, sie ist alles andere als eine Wutbürgerin. Doch die bevorstehende Entwicklung des Quartiers lässt sie auch über radikale Lösungen nachdenken.

In der Öffentlichkeit war in den vergangenen Tagen viel Positives über die Pläne von Roche zu hören. Doch im betroffenen Quartier zeigt sich ein etwas anderes Stimmungsbild. Anfang Woche, beim Vorstandstreffen des Neutralen Quartiervereins, berichtete die Vereinsleitung von Reaktionen aus ihrem Umfeld. «Ich war überrascht, wie gross die Bedenken sind», sagt Präsident Hans-Peter Ebnetter am Tag darauf. In den nächsten Wochen will der Verein seine Mitglieder nach ihrer Meinung zu den Bauplänen befragen und je nach Ergebnis über weitere Schritte nachdenken.

Die Ohnmacht der Anwohner

Viele Bewohner fühlen sich von Roche vor den Kopf gestossen. Dass das Unternehmen die Einladung zur Anwohnerinformation nur gerade 48 Stunden vor dem Anlass in die Briefkästen verteilte, irritiert zusätzlich. Statt für Wut oder Kritik sorgen die Baupläne im Quartier vor allem für Resignation. «Ohnmächtig» fühle sie sich, sagt eine Anwohnerin der Grenzacherstrasse, die namentlich nicht genannt werden möchte. «Aber was sollen wir tun, wir sind nur kleine Leute.»

Einer der weiss, wie man sich wehrt, ist Bruno Keller. Seit Jahren kämpft er gegen

den Ausbau der Osttangente. Der vom Bund in Aussicht gestellte Rheintunnel ist auch der Erfolg seines Vereins. Als Bewohner der Schwarzwaldallee ist er von der Entwicklung des Roche-Areals unmittelbar betroffen. «Basel braucht die Roche. Für die Anwohner sind die neusten Pläne aber eine Zumutung», sagt Keller und fasst damit zusammen, was viele andere Anwohner nur anonym sagen wollen. Doch auch er hält Widerstand für zwecklos. Das sei ein Kampf gegen Windmühlen, sagt Keller. «Wenn Roche und die Stadt am selben Strick ziehen, hat das Quartier nicht mehr viel zu sagen.»

Ein Blick in die Akten bestätigt seine Aussage: Gegen den Bebauungsplan für den entstehenden Roche-Turm wehrten sich insgesamt über 40 Parteien. Sie befürchteten unter anderem Schattenwurf, Verkehrs- und Baulärm sowie eine Wertminderung ihres Eigentums. Sämtliche Einsprachen blieben erfolglos.

«Wenn Roche und die Stadt am selben Strick ziehen, hat das Quartier nicht viel zu sagen», sagt Bruno Keller, Anwohner der Grenzacherstrasse.

Keller hofft, die Anwohner könnten zumindest im Kleinen Einfluss ausüben. Oberste Priorität hat für ihn ein Anschluss des Quartiers an die S-Bahn-Linie. Die Weiterentwicklung des öffentlichen Verkehrs ist eine der grossen Fragen für die Anwohner. Antworten auf viele weitere Probleme stehen noch aus: Wie sich der Schattenwurf und die Grundstückspreise entwickeln und ganz grundsätzlich, in was für einem Quartier sie in zehn Jahren leben werden.

Eva Güntert blickt aus ihrem Fenster auf den gegenüberliegenden Roche-Turm. «Ausschliessen will ich nichts. Vielleicht wehre ich mich politisch dagegen.» Doch der Claraturm habe gezeigt, wie wenig Widerstand nütze. «Vielleicht», sagt sie, «ziehe ich auch weg von hier.»

tageswoche.ch/+jxdq6

×



Der Roche-Turm: Nötig, aber nicht schön

“

Der Roche-Turm polarisiert. Jetzt, wo er dasteht. Jetzt, wo er sichtbar wird, dass er nicht mit dem Himmel verschmelzen wird, wie uns die geschickte Visualisierung der Architekten Herzog & de Meuron (HdM) vorgaukelte. Wo früher kaum ein kritisches Wort dagegen zu hören war, werden nun Zweifel laut. Zweifel, man habe den Anblick der Stadt nachhaltig verhandelt.

Tatsächlich ist kein anderer Bau in Basel derart markant. Nicht das Münster, das wohlgeplatzt auf einer Anhöhe steht. Und auch der Novartis Campus – vielen ein Dorn im Auge – verschwindet angesichts dieser Höhen-Präsenz.

In der Stammtisch-Diskussion um den Roche-Turm geht es nicht mehr um die reine Architektur. Keinen interessiert es, ob der Turm aussen schön ist oder wie er innen aussieht. Es geht um das Stadtbild, es geht um Städtebau, um Stadtentwicklung. Um ein Steckenpferd der Architekten HdM. Und damit um ein thematisches Feld, in dem diese bereits bewiesen haben, dass es auch anders geht, besser – zum Beispiel auf dem Dreispitz oder dem Novartis Campus.

Warum also dieser Turm?

Herzog & de Meuron, so hörte man schon, seien die neuen Stadtbauer Basels. Alle wichtigen Punkte haben sie mit ihren Bauten markiert. Sei es der Wohn- und Büroturm beim St.-Jakob-Stadion, sei es der Dreispitz, der grosse und ebenso umstrittene Messebau, das Gebäude am Rhein auf dem Novartis Campus oder das geplante Meret-Oppenheim-Hochhaus beim Bahnhof SBB. Und nun der Roche-Turm.

Egal, von wo man nach Basel einfährt, wird man mit ihren Bauten konfrontiert. In diesem Zusammenhang fiel auch schon der Vergleich mit Stadttoren. Ein Vergleich, der hinkt, waren Stadttore doch ursprünglich nicht dafür gedacht, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sondern schlicht Löcher im Schutzwall, den man um Städte zog. Hübsch verzierte Löcher oft, ja. Aber grundsätzlich funktionale Gebilde.

Natürlich hat auch der Roche-Turm eine Funktion. Er muss Zigtausende Arbeiter in sich aufnehmen. Arbeiter einer Firma, die die Stadt braucht. Auf einem Areal, das begrenzt ist. Die Höhe dieses Turms (und jenes, der ihm noch zur Seite gestellt wird) ist im Grunde der Kleinheit der Fläche, über die die Stadt Basel verfügen kann, ge-



Karen N. Gerig ist Kulturredaktorin bei der TagesWoche.
tageswoche.ch/+n231s

schuldet: Was nicht in die Breite wachsen kann, muss in die Höhe wachsen. Das leuchtet ein.

Für einmal greift es deshalb zu kurz, Herzog & de Meuron Arroganz vorzuwerfen, wie ihre liebsten Kritiker das gerne tun. Sie haben hier nicht ein Zeichen gesetzt. Obwohl der Roche-Turm ein Zeichen ist. Doch dieses Zeichen steht für etwas anderes als für den Grössenwahn eines Architekturbüros.

Der Roche-Turm ist heute bereits ein Mahnmal. Ein Mahnmal dafür, dass Basel nicht weiter wachsen kann. Dass man die Industrie und ihre nötigen Bauten nicht an die Peripherie schicken kann, ohne sie aus dem Kanton zu weisen und damit auf dringende nötige Steuergelder zu verzichten. Der Roche-Turm ist deshalb auch ein Mahnmal dafür, wie abhängig die Stadt von der Pharmabranche ist. Es wäre gar nicht möglich gewesen, nein, es wäre sogar sehr dumm und kurzsichtig gewesen, diesen Bau nicht zu erlauben.

Die Höhe des Turmes ist somit auch ein Zeichen von Resignation. Vom Wissen, dass es anders nicht geht. Wahrscheinlich wurde auch darum nie ein Referendum dagegen ergriffen.

Dieses Wissen mischt sich heute aber leider auch mit einer bitteren Erkenntnis: Schön ist anders. Aus Liebe zum Stadtbild hätte man gerne auf diesen Turm verzichtet. Denn Basel braucht keine Skyline, Basel hatte bereits eine. Zwar keine, die aus Hochhäusern besteht. Aber eine, die man sich gerne ansah. ×

”

Stefan Heimers

Wie konnte die Stadtbildkommission so was nur zulassen? Wegen ein paar Solarzellen auf einem alten Wohnblock wird ein Riesenaufstand gemacht, aber so ein Ungetüm mitten in Basel wird kommentarlos hingenommen.

Christoph Meury

Was mich wundert bei der Büroturm-Diskussion, ist die Fokussierung auf ästhetische Argumente und die Frage nach der Akzeptanz für das Stadtbild in seiner Gesamtwahrnehmung. Als städteplanerisches Projekt wird der Roche-Turm, werden die Roche-Türme, wenig in einem Gesamtkontext diskutiert. Warum nur wird hier nur über die Gefälligkeit, Originalität, oder je nach Blickwinkel: über die Genialität, der Baukörper diskutiert? Das städteplanerische Projekt der Roche heisst doch im Klartext: Wir schaffen mitten in der Stadt ein paar Tausend Arbeitsplätze, und diese Arbeitsplätze schichten wir übereinander, um die knappe Ressource Land zu optimieren.

Damit stellen sich doch vorerst andere Fragen: Ist es verkehrstechnisch und logistisch realistisch und effizient, so viele neue Arbeitsplätze praktisch im Zentrum einer Stadt zu konzentrieren? Und sind Arbeitsplätze in diesen Türmen für die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zumutbar?

Ferdinand Wangler

Gehen Sie doch mal nach Frankfurt, New York, Paris oder Dubai, auch dort sieht man die Türme von überall. Ja, die Touristen kaufen sogar Postkarten mit den Türmen und versenden sie in die ganze Welt.

Alex Joester

Der Roche-Turm ist protzig. Ein neoliberales, kapitalistisches Machtsymbol! Ich finde, das passt nicht zu uns.

Sullivan Frisch

Was heisst denn, «schön ist anders»? Sollen neue Gebäude aussehen wie das Rathaus oder das «Drei König»? Leben wir im Mittelalter? Sollen Grünflächen mit flachen Einstock-Bürogebäuden zugepflastert werden? Die Zukunft liegt überall in Hochbauten, um das unbebaute Naturland zu schützen!

Der Druid

«Die Höhe des Turmes ist somit auch ein Zeichen von Resignation. Vom Wissen, dass es anders nicht geht.» Treffer. Er entspricht dem gegenwärtigen westlichen Defensivdenken. Tun, was getan werden muss. Schlimmeres abwenden. Vom Schlechten das weniger Schlechte wählen.

Esther

Man wird sich auch daran mit der Zeit gewöhnen, wie an jede Veränderung. Man mag dies als Resignation deuten – doch was bleibt anderes übrig, als sich mit den Entwicklungen, Veränderungen abzufinden?

Alois Karl Hürlimann

Der Gedanke an ein Mahnmal hat nebst einem gewissen moralischen Zeigefingeraspekt auch den Aspekt des Trostes in sich: Man lebt weiter, was immer einen auch umgibt...

Paul Jud

Ganz schwach, dieses hohe Haus aus Geschmacksgründen anzugreifen. Schönheit ist Geschmackssache. Punkt. Wir alle sollten froh sein, dass der Kaiser zu seiner Macht steht und sie auch zeigt. Das war schon immer so.



Wenn das Kind entzogen wird, ist der Schuldige schnell benannt: die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde.

Sündenbock der Streitparteien

Tim Egger* meldet sich per E-Mail. Er habe eine Geschichte zur Vormundschaftsbehörde, die ein neues Licht auf die laufende Debatte werfe. Ich treffe ihn bei einem Bier, er spricht besonnen, macht kurze Pausen.

Vor einigen Jahren hat er sich von seiner Ehefrau getrennt. Sie wollte mit den gemeinsamen Kindern nach Spanien auswandern, er wollte die Kinder bei sich behalten. Schliesslich entschied die Vormundschaftsbehörde (damals noch nicht die Kesb), die Frau dürfe ausreisen, die Tochter müsse in der alten Wohnung bleiben, bis sie das Schuljahr abgeschlossen hat.

Egger nimmt einen Schluck von seinem Bier. Er fühlt sich bis heute ungerecht behandelt – auch deshalb will er seine Geschichte publik machen.

Sein Fall ist schlüssig, er redet überzeugend, kann alles mit Akten belegen und hat sogar Tonaufnahmen mitgebracht. Ich habe keine Zweifel am Wahrheitsgehalt sei-

Zum Wohl des Kindes: Wenn die Eltern streiten, muss die Behörde entscheiden, was Recht und richtig ist.

FOTO: KEYSTONE



ner Aussagen und bin kurz davor, die Geschichte zu schreiben.

Noch bevor ich zum Hörer greife, um die Beteiligten zu befragen, wird mir klar: Wenn ich seine Ex-Frau nach dieser Geschichte frage, höre ich eine andere Geschichte. Auch die Vormundschaftsbehörde hätte eine ganz andere Version zu erzählen.

Am Ende ist es ein Rosenkrieg, ein Konflikt zwischen zwei zerstrittenen Eltern und einer Behörde, die vor allem die Kosten im Blick hatte. Ein Gefilde, auf das man sich als Journalist nicht gerne begibt.

Und doch trifft man in der Zeitung fast täglich auf Einzelfälle, die die Kesb ins Visier nehmen. Kein Wunder gibt es diese Fälle: Wenn die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) entscheidet, hinterlässt sie immer mindestens eine unzufriedene Partei – häufig sind auch beide Elternteile unzufrieden und die nahen Verwandten sowieso.

Das Kesb-Bashing sei im Moment hoch im Kurs, sagt die Präsidentin der Kesb Birstal, Jacqueline Frossard. An der aktuellen Debatte stört sie, «dass häufig nur Einzelfälle zitiert werden, die eine sehr einseitige Sichtweise verbreiten». Schliesslich darf sie sich als Behörden-Vertreterin nicht zu den konkreten Vorwürfen äussern. Von diesen Einzelfällen ausgehend die Abschaffung der Kesb zu fordern, sei «absolut unverhältnismässig». Schliesslich behandelt allein die Kesb Birstal etwa 1000 Fälle pro Jahr.

Was wird der Behörde vorgeworfen? Die Kritik lässt sich in drei Punkten zusammenfassen: zu teuer, zu bürokratisch und zu viele Fehlentscheide.

Zum ersten Punkt: Dass die Behörde teurer ist als die vorherige Laienbehörde, ist keine Überraschung. Die Gesetzesänderung zur Kesb wurde im Parlament mit überwältigender Mehrheit beschlossen. Und in Bundesbern wussten alle, dass die Professionalisierung mit Mehrkosten verbunden ist.

Falsche Vorwürfe an Schreibtischtäter

Das Problem nun liegt darin, dass die Gemeinden die Kosten nicht tragen wollen und teilweise auch nicht tragen können.

In Baselland gibt es heute sechs Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb). Vor der Einführung 2013 hatte fast jede Gemeinde ihre eigene Vormundschaftsbehörde und konnte somit auf die Kosten Einfluss nehmen. Die Kesb Baselland ist in sechs Bezirke aufgeteilt: Laufental, Leimental, Birstal, Liestal, Frenkentäler und Gelterkinden-Sissach.

Heute entscheidet die Kesb, die Rechnung bezahlen dann Kanton und Gemeinden. Der Kampf um die Kosten ist deswegen in erster Linie ein Kampf um Gemeindeautonomie und Mitbestimmung des Bundes.

Zur Bürokratie: «Schreibtisch-Täter» werden die Sozialarbeiter genannt, die Kesb sei nicht nahe genug an den Klienten, es gebe keinen Kontakt mehr zu den Gemeinden. Dieser Vorwurf hält einer genauen Prüfung nicht stand.

In der Regel finden die Abklärungen, ob etwa eine Kindesgefährdung vorliegt, auf lokaler Ebene statt. Das heisst: Die Kesb beauftragt in den meisten Fällen zuerst den Sozialdienst der Gemeinden, einen Bericht zu einem Kind zu erstellen. Erst dann kann die Kesb eine Massnahme verfügen.

Zu den Einzelfällen: Die Basler Schriftstellerin Zoë Jenny erhält laut eigenen Aussagen über hundert Zuschriften von gehässigen Eltern – und das pro Tag («Arena» vom 17.10.2014). Sie selbst führt einen Kampf gegen die Kesb, der bereits eine politische Dimension angenommen hat.

Es ist stossend, wenn ein Sozialarbeiter Kaugummi kaut. Doch das hat nichts mit dem System zu tun.

In der «Weltwoche» schilderte sie ihre Erlebnisse mit der Behörde unter einem Pseudonym. Bei der Lektüre stehen einem die Haare zu Berg: Kaugummi kauende Sozialarbeiter, Machtspiele zwischen Behörde und Mutter. «Das kann doch nicht wahr sein», schiesst es einem durch den Kopf.

Sind die Probleme wirklich so gravierend, wie es Jenny formuliert? Flavia Frei von der Stiftung Kinderschutz Schweiz relativiert die Vorwürfe. Grundsätzlich gebe es kaum Probleme mit unqualifiziertem Personal. «Wie in vielen Bereichen gibt es aber sicher auch im Einzelfall Optimierungspotenzial.»

Weiter sagt sie: «Ich fände es auch abstoßend, wenn jemand im Gespräch Kaugummi kauend vor mir sitzen würde. Das hat aber nichts mit dem System zu tun.»

Vom Einzelfall zum Ganzen

Es kommt relativ selten vor, dass die Kesb einen Kindesentzug anordnet. Im Jahr 2012 gab es – noch unter der alten Vormundschaftsbehörde – 1115 Obhutsentzüge; juristisch korrekt als «Aufhebung des Aufenthaltsbestimmungsrechts» benannt. Nur in 54 Fällen wurde eine komplette «Entziehung der elterlichen Sorge» entschieden, bei der die Eltern das Kind nicht mehr sehen dürfen.

Bis ein Obhutsentzug stattfindet, muss einiges passieren. Gewalt, sexueller Missbrauch oder massive Vernachlässigung sind Gründe, die dazu führen können. Und selbst dann ist das Ziel immer noch, die Bindung zu den Eltern aufrechtzuerhalten.

Bei den Einzelfällen, die durch die Presse gereicht werden, bleibt ein schaler Beigeschmack. Die Fälle sind vielschichtig, für Aussenstehende und selbst für beteiligte Profis sind sie schwer zu verstehen. Das war bereits bei der alten Vormundschaftsbehörde so – Kinderschutzfälle sind immer strittig.

Ich schreibe Tim Egger eine E-Mail. Wir können seine Geschichte nicht in dieser Art und Weise publik machen. Vom Einzelfall auf das Ganze schliessen – das funktioniert bei diesem komplexen Thema nicht.

tageswoche.ch/+ecpso

x

* Name geändert.

ANZEIGE

★ Höchste Metzger-Handwerkskunst für beste Fleischqualität.

★ Besonders zart – für leidenschaftliche Gaumenfreuden.

★ Bis zu sechs Wochen am Knochen gereiftes Rindfleisch.

NEU
Exklusiv im MParc
Dreispitz

Mo. bis Fr.: 9.00 – 20.00 Uhr
Sa.: 8.00 – 18.00 Uhr
Münchensteinerstrasse 200
4053 Basel

Dreispitz

M PARC



In Basel ist die Chance, dass junge Jihadisten rekrutiert werden, deutlich geringer als im Netz.

COLLAGE: NILS FISCH

Islamischer Staat

Vor allem in säkularen Familien bricht Verunsicherung aus, wenn sich der Nachwuchs plötzlich dem Islam zuwendet. Dabei gibt es klare Anzeichen, ob sich jemand radikalisiert.

Hysterie um Radikalisierung

von Renato Beck

Die mediale Aufregung über den Zulauf aus dem Westen für die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) zeigt in Basel Wirkung. Wenden sich Jugendliche dem Islam zu, befürchtet die Familie das Schlimmste. Eltern seien verunsichert, gerade auch religionsdistanzierte, erzählt Lilo Roost Vischer, Koordinatorin für Religionsfragen beim Basler Präsidialdepartement.

Sie erschrecken, wenn ihre Kinder sich plötzlich für Glaubensfragen interessieren und zu beten anfangen oder in eine Moschee gehen. Roost Vischer bestätigt Informationen der TagesWoche, wonach Basler Elternpaare mit der Befürchtung an sie herangetreten sind, ihre jugendlichen Kinder würden sich religiös radikalieren und womöglich ausreisen.

Der Kontakt sei über Dritte hergestellt worden, sagt die Fachfrau. Die Koordination für Religionsfragen führt Erstgespräche, um die Befürchtungen abzuklären und eine Triage zu den anderen Amtsstellen wie der Familienberatung vorzunehmen. «Für eine Einschätzung ist es noch zu früh, aber wir nehmen die Sorgen von Eltern, Jugendlichen und Amtsstellen ernst», sagt sie.

Potenzial für Radikalisierung

Dabei ist durchaus erkennbar, wenn sich jemand radikalisiert. Der Basler Extremismusexperte Samuel Althof meint, Radikalisierungsprozesse seien in den allermeisten Fällen von aussen feststellbar.

Merkmale solcher Prozesse seien: Jemand lebt seine Religion plötzlich exzessiv aus, er richtet sein Leben deutlich stärker auf den Islam aus als bisher, er wechselt

seinen Freundeskreis, richtet an sein altes Umfeld Vorwürfe, nicht nach islamischen Grundsätzen zu leben. «Das lässt sich erkennen, und wenn das Gedankengebäude noch nicht abgeschlossen ist, kann man der Person noch helfen, die schlimmen Folgen eines Weges in die gewalttätige Radikalität zu erkennen und damit zu vermeiden», sagt Althof.

Althof hat sich in den letzten Jahren zunehmend mit der Islamistszene befasst; an der von konservativen Saudis finanzierten Moschee an der Friedensgasse führt er Gespräche. Althof will als Mediator wirken und die moderaten Kräfte unterstützen. «Personen, die sich potenziell radikalisieren, können in manchen Moscheen angegriffen werden.»

Man müsse davon ausgehen, dass in Moscheen, zu welchen radikale Islamisten

Zugang haben, Anwerbungsversuche gemacht werden. Allerdings sei es für Radikale in Basel nicht einfach, Gehör zu finden. «Ich konnte beobachten, dass sich die Menschen in der Moschee intensiv und vor allem kritisch mit dem IS befassten», sagt Althof. Die Muslime seien von der exzessiven Gewalt des IS angewidert. Er habe noch niemanden getroffen, der die Praktiken der Terrormiliz goutiere.

Die Chancen der Terrorwerber, in Basel Erfolge zu erzielen, erachtet Althof als gering. Dafür sei das Milieu zu übersichtlich. Die Verantwortlichen der Moscheen würden ihre Besucher kennen, entsprechend engmaschig sei das Auffangnetz. Dass sich jemand in Basel unbemerkt von seinem Umfeld radikalieren könne, hält er für sehr unwahrscheinlich: «Die Lone-Wolf-Geschichten sind mehr Mythos als Realität.»

tageswoche.ch/+gp2wu

Lesen Sie online das Interview mit Moussa Al-Hassan Diaw: Der diplomierte Pädagoge spricht über seine Erfahrungen im Umgang mit Jugendlichen, die mit der Terrormiliz IS sympathisieren.

tageswoche.ch/+i7m8f

Reiseführer durch den Basler Islam

In enger Zusammenarbeit mit dem Dachverband Basler Muslim Kommission führen die Autoren Christoph Peter Baumann und Sarah Hess-Hurt in ihrem Büchlein «Islam in Basel-Stadt und Basel-Landschaft» (Manava Verlag) durch die vielseitige Beschaffenheit islamischer Glaubenshäuser in den beiden Basel.

Der Islam-Führer mag nur teilweise zu überzeugen. Die grösste Qualität liegt in der Vollständigkeit und der Übersichtlichkeit in der Darstellung sämtlicher sunnitischer Glaubensgemeinden. Eine präzise Chronik stellt die Entwicklung der islamischen Vereine dar. Auch die Schilderung der nationalen und kulturellen Hintergründe ist informativ und wichtig fürs Verständnis.

Wo die Autoren aber über den Glauben im Alltag erzählen, offenbart sich das Manko des Compendiums. Vorschriften werden als sakrosankt dargestellt, auf die Wiedergabe abweichender Auslegungen und Anwendungen der Regeln, was Kleidung, Beten und Ernährung betrifft, wird verzichtet. Dabei zeichnet sich die muslimische Gesellschaft in der Schweiz gerade durch ihre Heterogenität und unterschiedliche Worttreue aus.

Warum dem auch innerhalb der muslimischen Gemeinschaft umstrittenen, von Konvertiten ins Leben gerufenen Islamischen Zentralrat Schweiz derart viel Platz zugestanden wird, bleibt das Geheimnis der Autoren. (reb)

tageswoche.ch/+vmpdf

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero

Rheingasse 13

Schmaler Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

SantaPasta

St. Johans-Vorstadt 13

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johans-Park 1

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne

Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger

Unterer Rheinweg

Flora Buvette

Unterer Rheinweg

Okay Art Café

Schützenmatstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 183

eoipso

Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falknerstrasse 24

Café del mundo

Güterstrasse 158

Café St. Johann

Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel

Güterstrasse 211

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonardsgraben 2

Confiserie Besche

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli GmbH

Güterstrasse 138

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbestrasse 30, Allschwil

Jêle Café

Mühlhauuserstrasse 129

Bio Bistro Bacio

St. Johans-Vorstadt 70

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfisserplatz 6

Lo Baca

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Cafferteria Amici miei

Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Fussball ist für ihn mehr Kampfsport als Karate und das Auto ein «Medium der Gewalt». Der Kampfkunst-Meister Damian Mohler hat seine ganz eigene Meinung zur Gewalt im Alltag.

«Krieger-Typen arbeiten heute als Banker»

von Jeremias Schulthess

Eine Buddha-Figur, geschmückt mit Orchideen, steht in der Lounge des Kampfkunst-Zentrums Tian Long Guan. Wir trinken Espresso aus Recycling-Bechern, dazu erzählt Damian Mohler aus seinem abwechslungsreichen Leben.

Damian Mohlers Kampfkunst-Zentrum liegt mitten im Industrieareal in Arlesheim, doch man taucht in eine eigene Welt ein. Es gibt einen Raum mit fernöstlichen Trainingsgeräten, darunter ein künstlicher Trainingsbaum aus Holz. Das Ganze wirkt wie ein Mix aus Fitness-Studio und fernöstlicher Kampfarena.

Mohler ist in seinem Leben viel gereist und hat auch einiges erreicht. In Asien nennen sie ihn «Sōke» oder «Shifu» (mandarin für «Gründer» oder «Grossmeister») und in den USA empfing er gerade eine prestigeträchtige Auszeichnung im Bereich Martial Arts. Hierzulande hat Mohler kürzlich

von Bundesrat Ueli Maurer die Auszeichnung als Grand Master of the Year erhalten und wurde in die Kampfsport-Ehrengarde der Swiss Hall of Honour aufgenommen.

Die Preise sind für Mohler allerdings kein Gradmesser. «Das Training mit den Kindern ist das, was zählt.» Selbstverteidigung ist für ihn kein Mittel zum Zweck, sondern eine Lebenseinstellung. Durch die vielfältigen Aspekte der Kampfkunst komme er zum inneren Frieden, sagt Mohler.

Im Moment befindet er sich in den Vorbereitungen zu den Weltmeisterschaften (Karate und Kickboxen), die dieses Wochenende stattfinden. Letztes Jahr erreichte er in seiner Kategorie den zweiten Platz, dieses Mal will er den Weltmeistertitel.

Mohler spricht bedächtig, macht lange Pausen, wiegt jedes Wort ab. Es ist ihm sehr wichtig, dass er richtig verstanden wird – schliesslich ist es seine sehr persönliche Perspektive, über die er spricht.

Herr Mohler, Sie betreiben hauptberuflich Kung Fu und andere harte Kampfkunst-Arten. Sind Sie ein Schläger?

(lacht) Sicher nicht im wortwörtlichen Sinne. Ich betreibe ja genauso intensiv Qigong, Taiji, Löwen- und Drachentanz. Im Kampfsport wird geschlagen, getreten, geworfen, gehebelt oder eben – vermieden. Aber geht es im Leben allgemein nicht um ähnliche Situationen? Ich würde behaupten, dass mich körperliche, visuelle, psychologische oder auch strukturelle Gewalt geprägt haben. Anders aber als bei anderen scheint das meinen Gerechtigkeitsinn und Beschützerinstinkt geweckt zu haben – ich wurde schliesslich nie kriminell. So erkläre ich mir, dass ich nie der «Bully-Typ» oder Schläger wurde oder sein könnte.

Inwiefern haben Sie Gewalt erlebt?

Wie viele wuchs ich mit nur einem Elternteil auf und verbrachte Jahre abwechselnd in Tagesheimen, bei meiner Gross-

Damian Mohler, 44, ist eine Kampfkunst-Koryphäe. Er gewann etliche Auszeichnungen und wurde kürzlich in die Swiss Hall of Honour aufgenommen. Ausserdem arbeitete Mohler als Polizist, Stawa-Ermittler und nahm an einer UNO-Mission im Kosovo teil. Nun hat er sein Kampfkunst-Zentrum Tian Long Guan am neuen Standort in Arlesheim eröffnet.



Gewalterfahrungen weckten seinen Gerechtigkeitsinn – Damian Mohler in seinem Kampfkunst-Zentrum. FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

mutter und bei meiner Mutter. Das Besuchsrecht meines Vaters war stark eingeschränkt, und ich kann mich erinnern, dass meine Mutter oft kaum mit dem Geld durchkam. Trotzdem versuchte sie uns durchzubringen und einen anständigen Menschen aus mir zu machen.

Wie kamen Sie zur Kampfkunst?

Es gab ein paar Erlebnisse, bei denen ich mir meiner Kraft und des Zerstörungspotenzials bewusst wurde. Das erschreckte mich dermassen, dass ich mich dem Kampfsport zuwandte. Das Training sprach zum einen sehr vieles in mir an und zum anderen faszinierte es mich. Die Ethik des Kampfsportes spiegelte wider, was ich im Alltag für richtig erachtete. So lernte ich nicht nur meinen Jähzorn zu kontrollieren, sondern auch eine Brücke zwischen Verstand, Herz und Seele kennen.

Das funktioniert?

Es braucht heute verdammt viel, bis ich wirklich zornig werde. Doch bei Ungerechtigkeiten oder Angriffen auf die Würde eines Menschen merke ich, wie bei mir die Aggressionen hochkommen – und zwar sehr schnell. Aufgrund eigener Erfahrungen und der Begleitung anderer bin ich der Auffassung, dass man diese Reaktion durch regelmässiges Kampfkunst-Training in den Griff kriegen kann. Damit man lernt, sich mit bestimmten Methoden zu kontrollieren – Notbremsen einzuschalten. Was passiert mit den Leuten, die das nicht lernen? Wenn es drauf ankommt, ticken sie aus, greifen zum Messer, zum Baseballschläger oder schlimmer noch: zum Auto.

Wieso Auto?

Das Auto ist das neue Medium der Gewalt. Es wird immer mehr als Waffe eingesetzt. Der Krieg auf der Strasse hat nichts mehr mit normalem Verkehr zu tun. Techniken wie Ausbremsen oder Vorfahrt wegnehmen enthalten ein hohes Gewaltpotenzial. Es zeigt, wie stark das Auto als Werkzeug der Gewalt eingesetzt wird.

«Im Fussball wird gezielt vermittelt, was man im Kampfsport nicht möchte, nämlich Unfairness.»

Gehört Gewalt zwangsläufig zum Menschen?

Es ist aus meiner Sicht wichtig, zu akzeptieren, dass Gewalt ein Bestandteil des Seins ist. Ich kann kein Feuerholz schlagen, ohne dass ich mit einer Axt Gewalt ausübe. Genauso kann eine Axt auch jemanden töten oder verletzen. Ich lernte sehr früh, Gewalt als Bestandteil von Selbstbestimmung zu erkennen. Und je älter ich wurde, desto mehr schätze ich auch den Frieden. Wer Gewalt nicht kennt und spürt, der wird aus meiner Sicht auch nicht die Qualität des Friedens wirklich schätzen.

Was ist für Sie Gewalt?

Gewalt ist für mich eine dynamische Energie, eine sich ausbreitende Energie.



Für Damian Mohler ist Gewalt «ein Bestandteil des Seins». FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Gibt es konstruktive, «gute» Gewalt?

So wie Gewalt bei uns verortet ist, ist sie per se nie gut. Ich habe den Eindruck, dass mit dem Begriff der Gewalt – wie auch dem des Friedens – sehr undifferenziert umgegangen wird. Darum bin ich froh um die Frage. Ich habe als Polizist gelernt, dass es eine gute Gewalt gibt. Die Gewalt, die reguliert, die verhindert, dass ausufernde Gewalt der Allgemeinheit und dem Individuum schadet, diese polizeiliche Gewalt wäre ein Beispiel für positive Gewalt, solange sie kontrolliert und gut beobachtet wird. Das Gleiche gilt beispielsweise auch für Greenpeace: Ihre Aktionen rütteln wach, auch wenn diese unangenehme Konsequenzen verursachen. Wobei ich auch nicht alles für gut erachte, was im Namen des «grünen Friedens» geschieht.

Einige Kampfsportler scheinen ihre Aggressionen nicht im Griff zu haben. Sie fallen auf durch Gewaltakte wie Schlägereien und Messerstechereien.

Wie bewerten Sie solche Auswüchse?

Wie viele andere teile ich die Meinung, dass diese Übergriffe nichts mit Kampfkunst zu tun haben. Das einzig Positive an solchen Ausartungen ist, dass man versteht, dass diese Leute nichts verstanden haben. Zum Thema Kampfkunst gegen Kampfsport – im Englischen wird ja pauschal von «Martial Arts» gesprochen – möchte ich betonen: Jeder gute, athletische Kampfkünstler kann mit dem Schienbein einen Stock zertreten,

ein Brett zerhauen oder irgendjemanden k.o. schlagen. Ein echter Kampfkünstler zeichnet sich aber nicht primär dadurch aus. Er muss die Strategie aus dem Kampf auf das richtige Leben ableiten: Wie schütze ich mich gegen einen Angriff? Wie erobere ich Terrain, falls ich ein Geschäftsführer bin? Wie gehe ich mit den Ressourcen um? Und im Endeffekt: Was lerne ich aus dem Leben?

Diese Leute missbrauchen also die Strategien der Kampfkunst.

So kann man das sagen. Ich bin allerdings dagegen, dass «diese Leute» stigmatisiert werden. Sie sind aus meiner Sicht ein blinder Fleck in unserer Gesellschaft. Auch andere Spitzensportarten sind im erweiterten Sinne Kampfsport. Aber es ist weit davon entfernt, Kampfkunst zu sein. Ein exzellentes Beispiel ist der Fussball – ohne dass ich diesen Sport schlechtreden wollte: Seit mehreren Dekaden wird gezielt unterrichtet, wie man foul't. Es gibt Camps, in denen man lernt, wie eine Grätsche geht, wie man den Gegner beim Kopfball mit dem Ellbogen eine reinhaut.

Aber beim Fussball ist das nur ein Nebenschauplatz. Das primäre Ziel ist nicht – wie beim Kickboxen – den Gegner zu bodigen.

Richtig. Aber die Taktik, die angewendet wird, ist die gleiche. Ich sage immer in diesem Kontext: Fussball ist die negative Seite vom Kampfsport – im Sinne des negativen Ehrgeizes, meine ich. Es wird gezielt ver-

mittelt, was man im Kampfsport nicht möchte, nämlich Unfairness. Bei Schwalben geht es zum Beispiel darum, den Gegner in eine missliche Lage zu bringen, die er nicht verdient hat. Oder Leute anspucken. Das ist langsam zur Routine geworden.

Trotzdem: Der Vollkörperkontakt steht beim Fussball nicht im Zentrum, beim Kampfsport schon.

Im Ring ist der Fokus auf das gerichtet, was zählt: Mann gegen Mann oder Frau gegen Frau. Dort ist alles verpönt, was unfair ist, weil es die Kämpfer entehrt. Während beim Kampfsport die Ethik ein wesentlicher Bestandteil des Kampfes ist, bedient man sich beim Fussball teilweise der Techniken aus dem Kampfsport. Ich schaue mittlerweile lieber Frauenfussball, dort erlebe ich hervorragende Technik und viel weniger Fouls als im Männerfussball.

«Der «Kämpfer» ist in unserer überzivilisierten Umgebung verpönt. Das finde ich scheinheilig und doppelmoralisch.»

Wäre unsere Gesellschaft eine andere, wenn nicht Fussball Sportart Nummer eins wäre, sondern eine Form von Kampfkunst?

Ich denke, wir hätten eine friedlichere Gesellschaft, wenn der Respekt und die Achtung vor den Mitmenschen grösser wären als das Durchsetzungsvermögen der eigenen Persönlichkeit. In gewissen asiatischen Gesellschaften, wo Kampfkunst ein wesentlicher Bestandteil der Bildung ist, gibt es ein ganz anderes Verständnis von Gemeinschaftssinn und Individualität. In Europa hat man diese Verbindung von Individuum und Kollektiv sehr stark verloren. Das Individuum überschätzt seinen Eigenwert in der Gesellschaft. Wir Europäer denken oftmals zu zielorientiert und verlieren das grosse Ganze aus den Augen. In Asien funktioniert sehr vieles prozessorientiert. Das führt dazu, dass vieles harmonischer läuft als bei uns.

Ist das nicht die idealisierte Vorstellung eines Schweizers, der über asiatische Gesellschaften nachdenkt?

(lacht) Ich erachte mich nicht als den von Ihnen geschilderten Typus Mensch. Im Gegensatz zu vielen, welche über Migrationspolitik sprechen, lebte ich während mehreren Jahren in einem Krisengebiet, erlebte die Hoffnungen der dortigen Bevölkerung, Ängste und Freuden. Meine Grossmutter stammt aus Indonesien – ich habe also auch einen Teil-Migrationshintergrund. Ich denke nicht, dass ich die idealisierte Sicht eines Schweizers habe.

Weshalb ist es wichtig, dass man sich körperlich verteidigen kann?

Mit der körperlichen Verteidigung wächst auch die innere Verteidigung. Das ist ein natürlicher Dialog, in einem achtsa-

men Training. Das heisst, wenn man erfährt, wie man sich verteidigen kann, wächst auch die Selbstsicherheit. Mit der wachsenden Selbstsicherheit wandelt sich auch die Lebensqualität. Und mit der veränderten Lebensqualität wird es unter Umständen nicht mehr notwendig, dass man sich aktiv verteidigen muss. Deswegen wäre es wünschenswert, wenn möglichst viele Menschen Kampfsport oder Kampfkunst betreiben würden.

Aber nicht die Art von Kampfsport, die in Schlägereien mündet.

Richtig. Ich möchte noch etwas zu Präzisionen einwerfen. Wir haben verschiedene Typen von Menschen, mit verschiedenen Energien. Früher fiel das nicht so auf. Es gab Söldner, Bauern, es gab Reiche, die in ihren Stand hineingeboren wurden, aber man hatte doch für jedes Wesen einen Beruf – im Sinne einer Berufung. Heute fällt es vielmehr auf, wenn die gesamte Kämpfer-Kaste – Legionäre, Söldner, Gladiatoren – ohne Job dastehen. In unserer überzivilisierten Umgebung ist es verpönt, ein «Kämpfer» zu sein. Ich halte das für scheinheilig und doppelmoralisch. Wie jemand, der aggressiv Kampfsport verurteilt, aber durch seine Vorgehensweise aufzeigt, dass er oder sie sich der eigenen Gewalt gegen andere in keiner Weise bewusst ist.

Zurück zur Kämpfer-, respektive Krieger-Kaste...

Da unterscheide ich jene, welche diese Grunddisposition aufweisen und jene, welche sich in dieser verlieren. Das kann ein Profiboxer sein, aber auch mit der «richtigen» Bildung ein Investmentbanker. Und hier wirds doch spannend. Schauen Sie sich mal das psychologische Profil von jemandem an, der in der Hochfinanz arbeitet, dazu gibt es spannende Studien.

Mit «Krieger» meinen Sie Menschen, die durch Gewalt auffallen?

Ich meine damit Personen mit extrem hohen Kontrollverlusten, mit einer sehr niedrigen Hemmschwelle, die schnell und immer wieder zuschlagen – ich nenne diese spezielle Art von «Krieger» auch «Zerstörer». Ihnen fehlt jeglicher Bezug zu Moral und Ethik. Im Endeffekt ist es so, dass wir genau diesen Typ Mensch, wie er vor Jahrhunderten existierte, heute noch haben. Nur sind diese «Krieger» respektive «Zerstörer» heute orientierungsloser. Rockerbanden, Söldner, Investmentbanker, extrem scharfe Anwälte. Es gibt die «Krieger» nach wie vor. Es ist der gleiche Typ. Die Frage ist: Wie viel Schaden müssen sie verursachen. Ich würde sogar noch weiter gehen und provokativ Gandhi als «Krieger» anführen: «Es» – die Gewalt – ist in jedem von uns drin. Die Frage ist nur: Wer drückt welchen Knopf und mit welchen Mitteln wird geantwortet.

tageswoche.ch/+ybcby

×

ANZEIGE

Internationales
LiteraturFestival
6.-9. November
2014 BuchBasel

www.buchbasel.ch

Bank Coop

Keiner will was gewusst haben

von Renato Beck

Der Basler Bankenplatz kommt nicht zur Ruhe. Die Finanzmarktaufsicht Finma rügt Bank Coop, eine BKB-Tochter wegen unzulässiger Stützkäufe der eigenen Inhaberaktie.

Zwischen 2009 und 2013 hat die Bank rund um Stichtage wie die Publikation von Monats- und Jahreszahlen sowie vor und während der Publikation von Geschäftszahlen mit Zukäufen den eigenen Kurs gestützt. Mit ähnlichen, wenn auch geschickter kaschierten Schlaumeiereien hatte sich bereits das Mutterhaus vor einem Jahr eine Rüge der Finma eingefangen. Die BKB musste damals durch Handel mit dem eigenen Titel erzielte Gewinne über 2,6 Millionen Franken an den Bund überweisen.

Als Konsequenz musste Bankratspräsident Andreas Albrecht seinen Posten räumen. Personelle Konsequenzen muss im

Fall Bank Coop der damalige CEO Andreas Waespi tragen. Die Finma hat ihn als Hauptverantwortlichen identifiziert und ein dreijähriges Berufsverbot verhängt.

Nach Bekanntgabe des Entscheids hat Waespi sämtliche Ämter aufgegeben. Schon im Sommer war er überraschend als CEO der Bank Coop zurückgetreten und sogleich freigestellt worden. Inzwischen ist klar, weshalb: Seit März lief das Enforcement-Verfahren der Finma und die Bank kooperierte umfassend. Als sich die Anzeigen verdichteten, dass Waespi die Verantwortung trägt, zog die Bank die Notbremse.

Überschneidungen mit der BKB

In der Bank Coop selber geht man (wie die Finma) von einer Einzeltäterschaft aus. Demnach hat Waespi an allen Aufsichtsgremien vorbei eigenmächtig Käufe getätigt, um den Aktienkurs zu stützen. «Der Verwaltungsrat hat keine Stützkäufe in Auftrag gegeben», lautete die offizielle Auskunft von Sprecherin Natalie Waltmann.

Auch wenn der Verwaltungsrat nichts von den Stützkäufen gewusst haben soll, trägt er als Aufsichtsgremium die Verantwortung für das Treiben des CEO. Personelle Konsequenzen würden gleichwohl keine gezogen, sagt Waltmann.

Offen ist, ob es bei den Manipulationen Absprachen zwischen der BKB und ihrer Tochter gab. Die BKB weist auf Anfrage jede Verantwortung von sich. Auch die Bank Coop verneint Zusammenhänge. Die Finma sagt: «Absprachen zwischen den Banken waren keine Faktoren, die für unsere aufsichtsrechtliche Beurteilung entscheidend gewesen wären.»

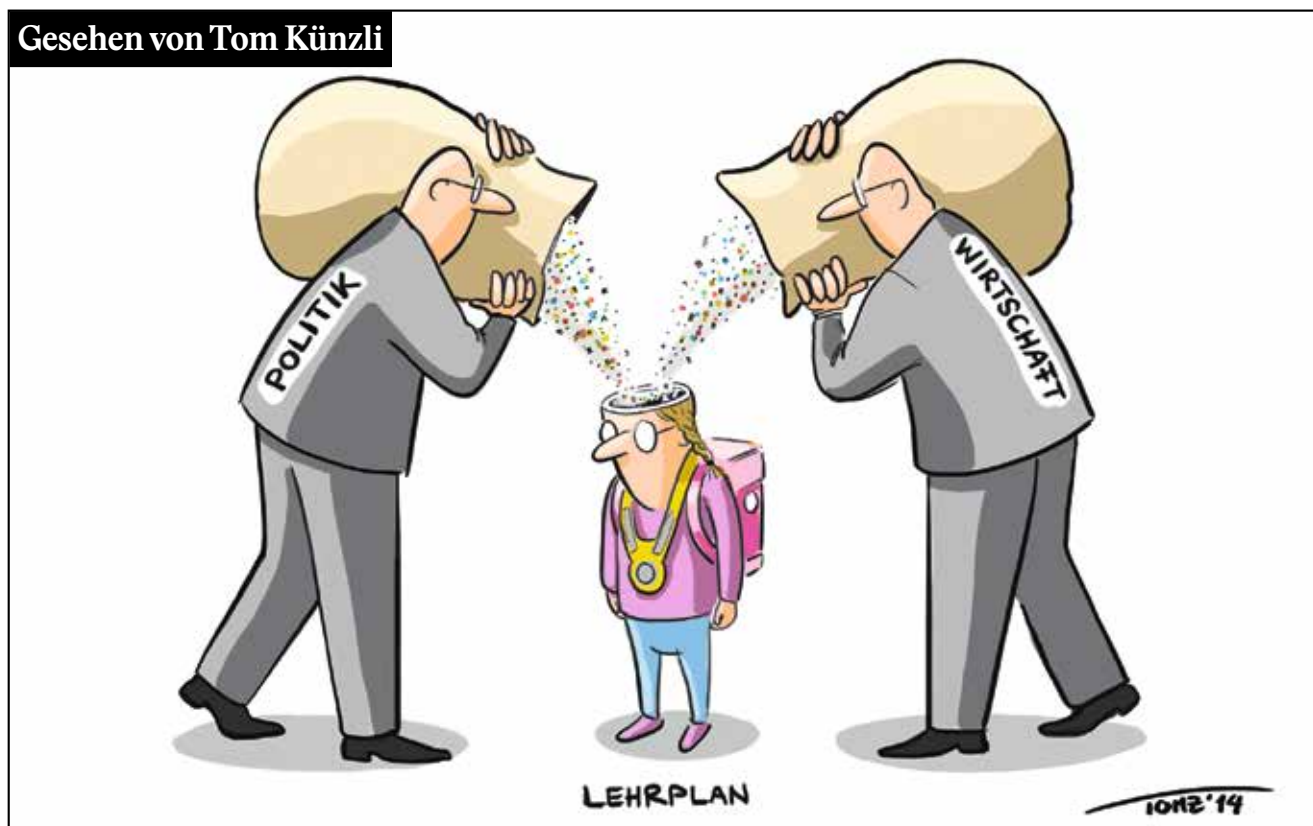
Es ist schwer vorstellbar, dass keine Kommunikation zwischen Mutter- und Tochtergesellschaft in der Sache stattfand. Zumal die Überschneidungen in den Aufsichtsgremien beträchtlich sind. So beauftragt SP-Grossrätin Christine Keller, Vize-Präsidentin der BKB, beide Banken. Auch der aus dem BKB-Bankrat zurückgetretene CVP-Nationalrat Markus Lehmann sass lang in beiden Organen. Sein Mandat bei der Bank Coop lässt er auslaufen.

Auch LDP-Mann Andreas Albrecht, der bei der BKB für das Frisieren des Kurses die Verantwortung übernahm, war bis zu seinem Rücktritt Verwaltungsrat der Tochtergesellschaft. Für die BKB, die sich in den letzten Monaten unter grossen Anstrengungen freigeschwommen hat, wäre eine direkte Verwicklung in die jüngste Affäre äusserst unangenehm.

tageswoche.ch/+lga80

×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Erst wurde die Aufschrift von «IS BACK» in «Ist BACK» abgeändert, schliesslich die gesamte Trikotfarbe.

FOTO: EQ IMAGES

Swiss Indoors

Wie eine simple Frage zu einer Drohung führte

von Florian Raz

Es hätte eine kleine Randgeschichte zu den Swiss Indoors werden sollen. Die harmlose Ausgangsfrage: Warum treten die Ballkinder während des Basler Tennisturniers in drei unterschiedlichen T-Shirts auf?

Doch aus dem vermeintlich locker-flockigen Nebenstoff wurde eine schwer verdauliche halbe Stunde im Medienbüro des Turniers. Eine Sitzung, in der der TagesWoche vom Media Consultant der Swiss Indoors rechtliche Schritte und eine künftig kompliziertere Zusammenarbeit in Aussicht gestellt wurden, sollte über den Grund des Leibchenwechsels geschrieben werden.

Plötzlich war ein kleines «t» da

Wo lag das Problem? In der Qualifikation waren die Ballkinder mit dem Aufdruck «IS BACK» auf dem Rücken angetreten. Der Spruch warb für die Schweizer Modefirma Jet Set, die seit Längerem mit diesem Claim auf ihr Comeback aufmerksam machen will.

Am Montag, dem ersten Tag des Hauptturniers, war dem «IS» auf dem Rücken ein kleines «t» angefügt worden. Das Schriftbild legt den Schluss nahe: Da wurden bereits bedruckte T-Shirts noch auf die Schnelle mit einem zusätzlichen Buchstaben versehen.

Bloss warum?

Weil das Basler Turnier und der Tour-Organisator ATP auf keinen Fall mit der islamistischen Terror-Organisation IS (Islamischer Staat) in Verbindung gebracht werden wollten. So jedenfalls erklärte es zunächst jemand der TagesWoche, der seit über 25 Jahren im Organisationskomitee des Turniers sitzt.

Statt einer Aussage gab es Drohungen

Eine Aussage aus berufenem Mund also, die sich erst noch damit deckte, was schon zuvor in der St. Jakobshalle auf informellem Weg aus Reihen von Turnier-Mitarbeitern zu hören gewesen war. Bloss offiziell dazu stehen? Das wollte dann doch niemand.

Die Aussagen des OK-Mitarbeiters zu den Gründen für die frisch bedruckten T-Shirts wurden zurückgezogen. Dafür wurde der Journalist der TagesWoche in ein Büro beordert, um Druck auf ihn auszuüben, damit er die Geschichte fallen lasse.

Durchaus bemerkenswert an diesem Vorgehen: Der Media Consultant mit der etwas speziellen Einstellung zum Umgang mit Medienvertretern ist selbst seit Jahrzehnten Journalist und schreibt unter anderem über Tennis. Und so ist aus einer

vermeintlichen Schmutzler-Geschichte eine darüber geworden, wie die Swiss Indoors mit Journalisten umgehen, die eine simple Frage stellen.

Komplett neue T-Shirts

Eine Frage, die ja nur deswegen überhaupt aufkam, weil die Swiss Indoors mit ihrem hastig aufgedruckten «t» selbst auf die Shirts aufmerksam gemacht hatten. Oder wäre irgendjemand ernsthaft auf die Idee gekommen, die Ballkinder an einem Basler Tennisturnier mit dem Islamischen Staat in Verbindung zu bringen?

Die Ballkinder übrigens sind dann ab Dienstag in komplett neuen T-Shirts in der Halle aufgetreten. In Rosa kamen die Leibchen nun daher und nur noch mit dem Schriftzug «Jetset» auf Brust und Rücken.

Zum Grund für die Farbänderung gaben die Swiss Indoors sogar offiziell Auskunft: Ballkinder sollten laut ATP-Reglement nicht dieselbe Leibchenfarbe tragen wie die Linienrichter. Es ist Regel 5.10 B der ATP.

Darüber, dass Media Consultants die Journalisten unter Druck setzen sollen, um eine eigentlich recht nebensächliche Geschichte zu verhindern, steht im 323 Seiten starken Regelwerk der Tennisorganisation nichts.

tageswoche.ch/+92n5j

×

Reaktionen aus der Community

von David Khadiv
Vielleicht sollte man noch das «is» aus Swiss Indoors streichen und es in Zukunft «SWS Indoors» nennen, damit auch wirklich alle wissen, dass wir bei einem Tennisturnier sind!

von Sacha R
Die TV-Bilder werden in die ganze Welt ausgestrahlt und das Produkt ist zu 100 % von Sponsoren und damit von seinem Image abhängig. Dass man da absolut keine Risiken eingeht und reagiert, ist so was von logisch. Es ist ja nicht «Em Bebbi sy Jazz».

von Florian Raz
Nehmen wir also an, es gäbe tatsächlich Menschen, die es den Swiss Indoors zum Vorwurf machen würden. Wäre es dann so schlimm gewesen, das auf Anfrage auch zu kommunizieren (wie es zunächst ja auch geschehen ist)? Hätte das dem Turnier wirklich Schaden zugefügt?



Böse Überraschung: In Basel verschwinden viele Velos. Die wenigsten tauchen wieder auf. FOTO: FOTOLIA

Kriminalität Und plötzlich ist kein Velo mehr sicher

von Daniel Faulhaber

Verkommt die Velostadt Basel zur Velodiebstadt? Diesen Eindruck vermittelt zumindest die Facebook-gruppe «Wanted – Gestohlene Velos wiederfinden (Region Basel)». Im Oktober wurden dort markant mehr vermisste Velos gemeldet. Alleine zwischen dem 16. und 26. Oktober waren es zehn Velos, vier mehr als im gesamten September – und dies bei gleichbleibender Gruppengrösse.

Auch eine Studie des deutschen Finanzportals Geld.de bestätigt den Verdacht. 1502 geklaute Velos auf 100 000 Einwohner: Eine derart üble Diebstahlquote haben nur drei andere Städte – im gesamten deutschsprachigen Raum!

Weg ist nicht gleich weg

Ist aber die aktuelle Zunahme an Diebstählen in Basel nur Zufall? Wurden auch mehr Anzeigen eingereicht? Die Basler Staatsanwaltschaft macht dazu keine Angaben und verweist bloss auf die Halbjahresstatistik. Sie hält eine Phase wie diese zwar für möglich, ein Anstieg der Diebstähle insgesamt sei aber unwahrscheinlich.

Weg bedeute zudem nicht gleich gestohlen: Behält der Dieb das Velo oder verkauft er es, ist das ein Fall von Diebstahl. Lässt er es aber nach kurzem Gebrauch irgendwo liegen, spricht man von Entwendung. Dies komme oft vor, «zum Beispiel nach dem Ausgang», sagt Martin Schütz, Sprecher der Basler Polizei. Rund 2000 solcher Velos sammle diese pro Jahr ein. Davon würden rund ein Viertel wieder abgeholt. Den Rest erhielten humanitäre Einrichtungen.

Vermisste Vignette

Nach einem Diebstahl finden Velos kaum je zurück zu ihren Besitzern. Besser stehen die Chancen bei entwendeten Velos, wenigstens theoretisch.

Laut Roland Chrétien, Geschäftsführer von Pro Velo beider Basel, könnte es aber öfter zu solch seltenen Glücksfällen kommen, liessen sich die Velos jeweils ihren Besitzern zuordnen. Seit Abschaffung der Velovignette fehlten aber meistens die Kontaktdaten. Der Bund habe so «einen Teil seiner Verantwortung in Sachen Diebstahlprävention abgegeben», sagt Chrétien.

Weiter kritisiert er, dass zu viele Velosuchdienste eine effiziente Suchorganisation erschwere. Viele Betroffene resignierten bald – und wendeten sich an ihre Versicherung, so Chrétien.

Die beste Prävention bleibt natürlich, das Velo gut abzuschliessen. Hat das aber nichts gebracht, hilft es der Fahndung, wenn man Marke, Rahmennummer und am besten gar ein Foto vom Velo liefern kann.

tageswoche.ch/+bn1ol

Reaktionen aus der Community

von Michael Raith

• Bei einer Wiederentdeckungsrate von unter 5 Prozent frage ich mich, wie die genannten Zahlen zustande kommen. Und wer schon einmal beobachtet hat, wie lange ein herrenloses Velo herumstehen kann, bevor es die Polizei einsammelt, mag an der Tatkräftigkeit der genannten Beamten zweifeln.

Erik Nielsen



«Umsichtiger», «feinfühlicher» Musiker

von Remo Leupin und Dominique Spirgi

Jung, frisch, dynamisch und mit einem breiten Opernrepertoire ausgestattet: Das Theater Basel präsentiert mit dem amerikanischen Dirigenten Erik Nielsen seinen neuen Musikdirektor – eine Wahl, die auch beim Sinfonieorchester Basel grossen Anklang findet.

Der neue Musikdirektor hat mit dem Orchester in der letzten Saison Tschaikowskis «Eugen Onegin» einstudiert. Dabei habe sich der neue Musikdirektor des Theaters als «umsichtiger» und «feinfühlicher» Musiker erwiesen, sagt Orchester-Geschäftsleiter Franziskus Theurillat. ×

Mehr zum 1977 in Iowa geborenen Musiker online: tageswoche.ch/+flkuo

Zahl der Woche

50%

von Remo Leupin

Der «gläserne Bürger» stösst auf grosse Skepsis: Rund die Hälfte der Schweizerinnen und Schweizer sind gegen das Sammeln von Telefon- und Internetdaten durch den Staat. Dies zeigt eine Umfrage von Comparis. Ende September hat der Internetvergleichsdienst über 1000 Personen ab 18 Jahren aus allen Landesteilen dazu befragt. Nur jeder Dritte findet es gut, dass der Staat die Kommunikationsdaten der Bürger ohne Tatverdacht mehrere Monate lang speichern darf. ×

Mehr über die geplante Verschärfung der Überwachung: tageswoche.ch/+fzjb3



Upcyclen mit Erfolg: Aurel Greiner und Laurenz Ginat.

Revendo

Ein Basler Start-up auf Erfolgskurs

von Brendan Bühler

Die Schweiz war 2013 das Land mit der grössten Dichte an Apple-Produkten. Viele dieser Produkte werden aber nicht bis ans Lebensende gebraucht. «Es ist aber besser, wenn Produkte bis ans Ende ihrer Lebensdauer genutzt werden», sagt Aurel Greiner.

Der Jungunternehmer sieht darin nicht nur ein Problem der Wegwerfgesellschaft, sondern hat zusammen mit seinem Geschäftspartner Laurenz Ginat ein Geschäftsfeld entdeckt: Sie kaufen mit ihrem Unternehmen Revendo alte Apple-Geräte auf und verkaufen diese weiter. Manchmal direkt, manchmal aufgepeppt, aber bisher mit grossem Erfolg.

Erste Umsatzmillion geschafft

Steckten am Anfang noch drei Personen hinter Revendo, sind es heute fünf. Aber nicht nur die Zahl der Angestellten wächst. Mitte September machte das Start-up seine erste Umsatzmillion und baut nun aus: Am Freitag, 24. Oktober, eröffnete Revendo einen Laden an der Güterstrasse 133.

Bis jetzt konnten Kunden die Produkte nur über den Internetauftritt des Unternehmens kaufen. Die Überlegung hinter dem Laden ist Laufkundschaft anzulocken, sagt Greiner. Viele Leute seien skeptisch, wenn es um gebrauchte Produkte gehe. Mit dem Geschäft können sich potenzielle Kunden die Ware auch anschauen und sich überzeugen, dass auch gebrauchte Geräte top aussehen und funktionieren können, sagt Geschäftspartner Ginat.

Geht es nach Ginat und Greiner, soll es nicht der letzte Ausbau sein: Die Jungunternehmer würden einerseits gerne auch

andere Produkte wie Handys von HTC anbieten, andererseits sei auch ein zweiter Laden in Zürich denkbar. «Aber auch das Ausland wäre interessant», sagt Ginat.

Allerdings ist Revendo nicht von Apple autorisiert. Und sich bewusst, Apple potenzielle Kunden abzuwerben, sagt Greiner. Deshalb wollen die beiden in Märkte expandieren, in denen tendenziell weniger Neugeräte des kalifornischen Computerherstellers gekauft werden.

Apple will sich nicht äussern

Wer einen autorisierten Apple-Laden sucht, der wird bei Ingenodata fündig, den Nachbarn von Revendo. Das Geschäft, vor Kurzem noch mit einer Filiale am Barfisserplatz vertreten, vermietet Revendo einen Teil seiner Büroräumlichkeiten an der Güterstrasse.

Dass die Aufgabe der Barfisserplatz-Filiale von Ingenodata im Zuge des neuen Apple-Stores an der Freien Strasse vom Techriesen erzwungen wurde, streitet Geschäftsführer Thomas Zitzer ab: «Wir fanden es einfach nicht toll, so nah am Apple-Store zu sein. Jedoch bot uns Apple

an, den Laden an der Güterstrasse als Premium-Reseller zu autorisieren.» Ursprünglich sei dies nicht möglich gewesen, da die Güterstrasse zu wenig Laufkundschaft habe, sagt Zitzer. Apple selbst wollte sich auf Anfrage weder zu Revendo noch Ingenodata äussern.

«Upcyclen ist grüner als Recyclen»

Vom Zusammenzug profitieren beide Unternehmen, sagt Zitzer: «Der Kunde kann sich bei uns neu eindecken und das alte Gerät gleich bei Revendo verkaufen.» Für Greiner gibt es neben dem monetären ein weiteres Argument für sein Unternehmen: «Ökologisch ist es vernünftiger, Geräte länger zu verwenden.» Recycling sei zwar eine gute Option, aber trotzdem würde extrem viel Energie verschwendet, sagt er und ist überzeugt: «Upcycling ist um einiges grüner, auch wenn das Gerät am Ende mehr Strom als ein neues braucht.»

tageswoche.ch/+ozjsw

×

Revendo, Güterstrasse 133, Basel.
Mehr Infos: revendo.ch

ANZEIGE

2.

KONZERT

COLLEGIUM
MUSICUM
BASEL



DAS SINFONIEORCHESTER

ISKANDAR WIDJAJA

Violine

KEVIN GRIFFITHS

Dirigent

LUDWIG VAN BEETHOVEN | Violinkonzert D-Dur op. 61

ROBERT SCHUMANN | Sinfonie Nr. 4 d-moll op. 120

Vorkonzert 18.15 Uhr: Himmelslichter!

Blasorchester WINDSPIEL
Musikschule Basel Musik-Akademie
Leitung: Franz Leuenberger

Vorverkauf: Bider & Tanner | Musik Wyler Basel, Tel. 061 206 99 96,
www.biderundtanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschensplatz,
SBB Basel und weitere Vorverkaufsstellen.
Reduzierte Preise für Kinder, Jugendliche, Studenten.
Vorkonzert gratis.

www.collegiummusicumbasel.ch

FREITAG, 14. NOVEMBER 2014

19.30 UHR

STADTCASINO BASEL MUSIKSAAL

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Basel

Guter Rutsch in die neue Messe-Saison: Da können ausgeklügelte Bahnen kommen, wie sie wollen. Die bunte Rutsche beim Münster bleibt für viele Kinder ein vergnüglicher Pflichtbesuch an der Basler Herbstmesse.

HANS-JÖRG WALTER

**San Diego**

Nebenjob in abwechslungsreichem Umfeld: In der zweitgrössten Stadt Kaliforniens patrouillieren die Superhelden der «Xtreme Justice League». Sie helfen allen, die ihre Hilfe auch wollen. Jeder mit Kostüm darf mitmachen. Übernatürliche Kräfte werden nicht erwartet.

MIKE BLAKE/REUTERS

**Hongkong**

Würde sich die chinesische Regierung auch so flexibel zeigen, könnten die protestierenden Studenten ihre Regenschirme endlich zuklappen.

DAMIR SAGOLJ/REUTERS





Kawasaki

Monströser Menschaufzug: Die alljährliche Halloween-Parade in den Strassen von Kawasaki hat wieder rund 100 000 Zuschauer angelockt. An allerlei grusligen Kostümen fehlte es dabei auch nicht.

YUYA SHINO/REUTERS



Tripolis

Zwischen den Fronten: Trotz Waffenruhe kam es am vergangenen Wochenende im Stadtzentrum zu schweren Auseinandersetzungen zwischen der libyschen Armee und bewaffneten Islamisten. Dabei kamen mindestens zwölf Zivilisten ums Leben. Dem Mädchen im Bild gelang die Flucht.

OMAR IBRAHIM/
REUTERS



Basel-Stadt und Region

Basel

Biechler-Berger, Rudolf Karl, geb. 1942, aus Deutschland (Landskronstrasse 28). Trauerfeier Mittwoch, 5. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Borgese-Santini, Agnese, geb. 1943, von Basel BS (Lothringenstrasse 125). Trauerfeier Montag, 10. November, 18.30 Uhr, Missione Cattolica Italiana, Rümelinbachweg 14.

Breu-Keel, Anna, geb. 1931, von Basel BS (Bruderholzstrasse 104). Trauerfeier im engsten Kreis.

Bühler-Schär, Klara, geb. 1920, von Basel BS (Weierhofstrasse 114). Trauerfeier Freitag, 7. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Comte-Antoniazzi, Maria Enrichetta, geb. 1924, von Courtételle JU (Brantgasse 5). Wurde bestattet.

Dal Molin-Roulin, Charlotte Jeannette, geb. 1919, von Basel BS (Leimenstrasse 67). Wurde bestattet.

Farine-Bieri, Charlotte Elisabeth, geb. 1924, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 395). Wurde bestattet.

Gerber-Groff, Hans, geb. 1931, von Sumiswald BE (Dorfstrasse 38). Wurde bestattet.

Gürtler, Paul, geb. 1923, von Allschwil BL (Rudolfstrasse 43). Wurde bestattet.

Hitz-Humbel, Erna, geb. 1929, von Obersiggenthal AG (Burgfelderstrasse 190). Trauerfeier im engsten Kreis.

Hubler-Fleischhacker, Gilbert Fritz, geb. 1930, von Twann BE (Kleinriehenstrasse 76). Trauerfeier Montag, 10. November, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Jauslin-Landolf, Alfred Marius, geb. 1927, von Muttenz BL (Klybeckstrasse 48). Wurde bestattet.

Jovanovic-Mrkalj, Desa, geb. 1937, von Basel BS (Luftmattstrasse 4). Wurde bestattet.

Keberle-Vareckova, Heinrich, geb. 1921, von Basel BS (St. Alban-Anlage 30). Wurde bestattet.

Kirchofer-Bühler, Hans, geb. 1932, von Basel BS (Bäumlihofstrasse 133). Trauerfeier Dienstag, 4. November, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kunz-Lutz, Agnes, geb. 1932, von Reinach BL (Colmarerstrasse 74). Wurde bestattet.

Lanz-Hagios, Rosa Johanna, geb. 1930, von Basel BS (Horbürgstrasse 54). Trauerfeier Montag,

3. November, 16.15 Uhr, Neuapostolische Kirche, Gemeinde Kleinbasel, Breisacherstrasse 35.

Morgenthaler, Max, geb. 1950, von Wyssachen BE (Unterer Batterieweg 145). Trauerfeier Samstag, 1. November, 13 Uhr, Leonhardskirche Basel.

Mühlthaler, Marcel Ulrich, geb. 1944, von Bleienbach BE (Lothringerstrasse 38). Wurde bestattet.

Muggli-Lotze, Esther, geb. 1930, von Basel BS (Im Burgfelderhof 30). Trauerfeier Donnerstag, 6. November, 15 Uhr, Gellertkirche.

Rast-Stierli, Anna, geb. 1921, von Basel BS (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier Donnerstag, 6. November, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Reber, Johanna, geb. 1920, von Schangnau BE (Auf der Lyss 14). Wurde bestattet.

Reichen, Daniel Robert, geb. 1971, von Basel BS (Neuhausstrasse 7). Wurde bestattet.

Reinhardt-Niederberger, Karl Arthur, geb. 1929, von Basel BS (Holbeinstrasse 94). Wurde bestattet.

Reisinger-Nickmüller, Doris Esther, geb. 1924, von Basel BS (Steinengraben 71). Wurde bestattet.

Rollier-Ritter, Anna Katharina, geb. 1924, von Nods BE und Sissach BL (Mühlhauerstrasse 35). Trauerfeier im engsten Kreis.

Rüsch, Oskar, geb. 1934, von Basel BS (Münchensteinerstrasse 120). Trauerfeier Montag, 3. November, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Sacco-Cafarelli, Angela, geb. 1937, aus Italien (Klingentalstrasse 53). Beisetzung in Italien.

Schaub, Roger, geb. 1932, von Zunzgen BL (Burgfelderstrasse 101). Wurde bestattet.

Serafini-Fornasier, Giuseppina, geb. 1935, aus Italien (Dornacherstrasse 145). Trauerfeier Montag, 3. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Skalicky-Biermann, Judita, geb. 1926, von Basel BS (Luftmattstrasse 16). Trauerfeier im engsten Kreis.

Strömberg-Frey, Susanne Beatrice, geb. 1954, von Basel BS und Reigoldswil BL (Bläsiring 160). Wurde bestattet.

Suter-Christ, Alexandra Elisabeth, geb. 1929, von Basel BS (Im Burgfelderhof 30). Trauerfeier Dienstag, 4. November, 14 Uhr, Niklauskapelle Münster.

Tlach-Vollmann, Friederike, geb. 1929, aus Österreich (Rudolfstrasse 43). Trauerfeier im engsten Kreis.

Vogel, Roland, geb. 1954, von Gurbrü BE (Schlossgasse 14). Trauerfeier Donnerstag, 6. November, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wackernagel-Grädel, Johanna, geb. 1929, von Basel BS und Huttwil BE (Nonnenweg 3). Trauerfeier Dienstag, 4. November, 15 Uhr, Pauluskirche Basel.

Walther-Ashin, Hermann, geb. 1938, von Solothurn SO und Oberentfelden AG (Luzernmerrig 95). Trauerfeier Montag, 3. November, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wegmüller-Bischof, Maria, geb. 1919, von Walkringen BE (Wiesendamm 20). Wurde bestattet.

Zaugg, Eduard, geb. 1927, von Trub BE (Claragraben 132).

Trauerfeier Freitag, 7. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zenker-Merkle, Anne-Marie, geb. 1932, von Basel BS (Gartenstrasse 68). Trauerfeier Dienstag, 11. November, 11 Uhr, Kirche St. Marien, Holbeinstrasse 28.

Riehen Jenny-Schöpfli, Johannes Friedrich, geb. 1930, von Basel BS (Unterm Schellenberg 205). Trauerfeier Donnerstag, 6. November, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Rütti, Karolina, geb. 1921, von Matzendorf SO (Bahnhofstrasse 23). Wurde bestattet.

Allschwil Sommer, Peter Paul, geb. 1939, von Allschwil BL (Baslerstrasse 202). Wurde bestattet.

Birsfelden Börschig-Hubmann, Georg, geb. 1938, von Biberstein AG (Hardstrasse 71). Abkündigung Freitag, 7. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Hölstein Abt-Kestenholz, Rosmarie, geb. 1932, von Bretzwil BL (Sonnenweg 6). Abkündigung Mittwoch, 5. November, 14 Uhr, reformierte Kirche Hölstein. Urnenbeisetzung im Familienkreis.

Lausen Schneider, Richard, geb. 1934, von Frenkendorf BL (Edletenstrasse 5). Abkündigungsfeier Dienstag, 11. November, 14 Uhr. Friedhof Lausen. Besammlung ref. Kirche Lausen.

Münchenstein Bruderer-Hubschmid, Rudolf, geb. 1941, von Gais AR (Im Steinenmüller 14). Urnenbeisetzung und Abkündigung Dienstag, 4. November, 13.30 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Haberthür-Steinacher, Louis, geb. 1933, von Hofstetten-Flüh SO (Fichtenwaldstrasse 1). Abkündigung Freitag, 31. Oktober, 15 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Paupe-Zeller, Roger, geb. 1923, von Soubey JU und Basel BS (Grüttweg 24, Niederdorf). Abschied im engsten Familienkreis.

Tschopp-Bubendorf, Ernesto Serge, geb. 1966, von Basel BS (Melchior Berri-Strasse 2). Abkündigung Freitag, 7. November, 14.30 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Ormalingen Caviezel-Gluns, Gabriele, geb. 1951, von Tumegl/Tomils GR (Unterer Hofmattweg 5). Abkündigung Freitag, 31. Oktober, 13.30 Uhr, kath. Kirche Gelterkinden.

Pratteln Collado, Paciente, geb. 1932, aus Spanien (Bahnhofstrasse 40, AH Nägelin). Abkündigung Mittwoch, 5. November, 15 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Matter, Andreas, geb. 1963, von Oberentfelden AG (Dietisberg, Diegten). Abkündigung Mittwoch, 5. November, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Verwandtenzimmer.

Weng, Horst, geb. 1936, von Obergösgen SO (Längstrasse 14). Abkündigung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Reinach Décosterd-Racine, Pierre, geb. 1930, von Oron VD (Talackerstrasse 21). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 31. Oktober, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Rudin-Wiss, Eva, geb. 1922, von Lauwil BL (General Guisan-Strasse 22). Wurde beigesetzt.

Röschenz Gunti-Jung, Maria Therese, geb. 1926, von Kleinfützel SO (Zielweg 11). Trauer-gottesdienst Freitag, 7. November, 14.15 Uhr, anschliessend Urnenbeisetzung.

Rünenberg Schaub-Cavallo, Ernesta, geb. 1923, von Rünenberg BL (Schulstrasse 62). Urnenbeisetzung mit anschliessendem Trauergottesdienst, Dienstag, 4. November, 14 Uhr, Besammlung Friedhof Kilchberg.

TagesWoche

Wir nehmen Todesanzeigen für alle Zeitungen der Region entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort, an der Ecke Rümelinplatz/Grünpfahlgasse. Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50

Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30-12 Uhr und von 13-17 Uhr

info@neuemedienbasel.ch

Andreas Gross

Andreas Gross mit einer Auslegeordnung zum Auftakt seiner Kolumne, die er exklusiv für die TagesWoche schreibt.

Das Mosaik der Demokratie

von Andreas Gross

Die Demokratie gehört mit der Freiheit und der Gerechtigkeit zu den in der Schweiz am häufigsten gebrauchten politischen Begriffen. Er ist auch einer der am positivsten besetzten Begriffe. Den Satz «Das ist doch nicht demokratisch» hören wir immer wieder und in unterschiedlichen Zusammenhängen. Immer ist er ein Aufschrei gegen ein ungerechtes Prozedere oder ein ungerechtes Resultat; prosaischer gesagt: Es soll damit auf eine falsche Entscheidung oder ein unangemessenes Entscheidungsverfahren hingewiesen werden.

In den USA heisst es dann jeweils «It's against the law», in Deutschland «Das widerspricht dem Grundgesetz», in Frankreich «Das ist ungerecht», bei uns ganz einfach «Das ist doch undemokratisch». In den USA schlägt man dann im Gesetz nach, in Deutschland im Grundgesetz, und in der Schweiz beginnen wir über die Demokratie zu streiten – einigen können wir uns dabei aber selten, weil wir keinen klaren, gemeinsamen Begriff der Demokratie haben, auf den wir uns alle beziehen könnten.

Ein Begriff und viele Interpretationen

In Anlehnung an den Spruch «zwei Juristen, drei Meinungen» können wir fast sagen, so viele Bürgerinnen und Bürger es gibt, so viele Demokratieverständnisse herrschen. Das ist fatal. Denn wenn ein Anspruch fast allen wichtig ist, kommt ihm zwar eine hohe Legitimationskraft zu. Wenn er aber inhaltlich beliebig wird, wenn gar nicht mehr klar ist, was eigentlich damit gemeint und beansprucht wird, dann verliert er nicht nur seine Erklärungskraft, sondern er kann auch nicht mehr als Massstab dienen.

So können wir uns auch nicht mehr einigen, wie die Demokratie verteidigt werden muss. Oder wie sie reformiert und den veränderten Lebensumständen angepasst werden sollte, um ihren Anspruch wieder realisieren zu können.

Noch schlimmer, wir merken gar nicht mehr, dass wir daran sind, die Demokratie zu verlieren. Mässig, aber regelmässig. Sie

zerbröseln uns unmerklich zwischen den Fingern. Und so bringen wir die Kraft nicht mehr auf, ihren Niedergang aufzuhalten beziehungsweise sie mit dem Neubau, Umbau und der Erweiterung der politischen Institutionen wieder zu stärken.

Dies zu ändern ist das Ziel dieser Kolumne. Eins nach dem anderen wollen wir versuchen, uns auf ein gemeinsames Demokratieverständnis zu verständigen, die Erosion der Demokratie illustrieren und dann zeigen, wie wir sie neu ermächtigen und ihr Primat gegenüber der Marktmacht wiederherstellen können.

Die Demokratie ist ein politisches Gesamtkunstwerk; ein Mosaik aus mindestens 200 Steinchen – Rechten, Verfahren, Institutionen, gesellschaftlichen Einrich-

tungen, individuellen Fähigkeiten, sozialen Errungenschaften – die zusammen allen ermöglichen sollten, frei zu sein und die damit notwendigerweise verbundenen Konflikte gewaltfrei austragen und überwinden zu können. Wobei Freiheit das Recht, die Möglichkeit und Fähigkeit bedeutet, zusammen mit anderen Menschen die gemeinsamen Lebensgrundlagen mitgestalten zu können.

Die Märkte regieren

Zur Eigenart dieses Gesamtkunstwerks gehört, dass einige seiner Teilchen permanent in Veränderung sind, das heisst sich progressiv oder regressiv entwickeln, und die Qualität des Ganzen von der Art abhängig ist, wie die einzelnen Mosaiksteinchen miteinander verknüpft sind. So nützt uns das Wahlrecht wenig, wenn wir keine politische Öffentlichkeit haben, die pluralistisch ist und in der die verschiedenen Parteien und ihre Kandidaten ihre Zukunftsvorstellungen verständlich machen können.

Schliesslich muss der Ort des Mosaiks der Demokratie beziehungsweise deren Organisation auch dem Ort entsprechen, wo über die Produktion des Reichtums dieser Welt entschieden wird – und hier herrscht heute eine ganz grosse Diskrepanz. Die Demokratie beschränkt sich immer noch auf den (National-)Staat; die Wirtschaft jedoch wirkt längst auf transnationalen, globalen Märkten. Diese bemächtigen sich heute der Staaten und deren Rest-Demokratien und Letztere sind längst zu schwach, um die Märkte zu zivilisieren. Deshalb sind heute alle Demokratien zu klein geworden für die grossen Fragen – und zu gross für die kleinen!

tageswoche.ch/+h5ook

×

Für ein gemeinsames Demokratieverständnis: Andreas Gross.

FOTO: NILS FISCH



Provider wollen Geld für Speed im Netz. Jetzt formiert sich Widerstand gegen die Zweiklassengesellschaft im Internet.

Wer's schnell will, zahlt extra

von Michaël Jarjour

Das möglicherweise langweiligste Video der Welt ist eine Eigenproduktion von Netflix und es wollte einfach nicht laden. «Verizon hat heute Abend einen neuen Feind bekommen», schrieb der Texaner David Raphael in seinem Blog und legte dar, wie im Kampf um die Zukunft des Internet mit unfairen Mitteln gekämpft wird.

Er wusste: An ihm lag es nicht, dass das Video stockte. Er bezahlte jeden Monat viel Geld für eine extraschnelle Verbindung an Verizon, einen der grössten Internet-Anbieter des Landes. Um seinem Verdacht nachzugehen, machte er einen Test aus dem Netzwerk seiner Firma. Plötzlich hatte die Verbindung die volle Geschwindigkeit. Das machte das langweiligste Video der Welt nicht besser, aber es wurde – wie alle anderen Netflix-Angebote – nun flüssig und in der besten Bildqualität gespielt. An Netflix lags also auch nicht.

Das war im Februar. Inzwischen sind die Probleme verschwunden. Denn unterdessen lässt sich Verizon nicht mehr nur von Privatkunden wie David Raphael bezahlen, sondern auch von Netflix selbst. Der Verdacht: Verizon verlangsamte Netflix absichtlich, um diese Zahlung durchzusetzen. In einem Chat mit David Raphael gab das ein Support-Mitarbeiter von Verizon zu.

Der Anbieter sagt, der Mitarbeiter sei falsch informiert gewesen. Doch das Dokument verbreitete sich auf der ganzen Welt und fand seinen Weg auch in die Schweiz. In einem Bericht des Bundesamtes für Kommunikation plädiert unter anderem die Digitale Gesellschaft dafür, dass der Staat Internetanbieter davon abhalten müsse, Extragebühren für schnellere Internetverbindungen auch von Inhalteanbietern zu kassieren.

«Das wäre dann, wie wenn die Post auch vom Empfänger Geld verlangen würde, um einen Brief zu liefern», sagte Andreas Von

Gunten, der für die Digitale Gesellschaft mit am Diskussionstisch sass.

Der Kampf um die Netzneutralität ist mittlerweile in der politischen Schweiz angekommen. Es geht darum, wie Inhalte über das Internet übertragen werden, wer dafür bezahlen soll und ob der Staat eingreifen muss. Dabei schauen die Schweizer Entscheidungsträger auf genau solche Szenen, wie sie der Internetsnutzer David Raphael an diesem Abend im Februar erlebte. Denn das langweiligste Video der Welt hat eine interessante Information in der Ecke links oben. Dort zeigt das Testvideo des Online-Services Netflix an, in welcher Geschwindigkeit das Video bei Nutzern wie Raphael ankommt.

Um ein Zwei-Klassen-Internet in der Schweiz zu verhindern, soll die sogenannte Netzneutralität im Gesetz verankert werden. Alle Daten, egal woher sie kommen und egal wer sie sendet, sollen gleich behandelt werden. So jedenfalls die Forderung der Befürworter, zu denen auch das Schweizer Fernsehen und der Konsumentenschutz zählen.

Schnellstrassen und Umwege

Mit am Verhandlungstisch sassen auch Vertreter von Swisscom, Cablecom, Sunrise und Orange, die sich wenig überraschend nicht vom Staat reinreden lassen möchten. Mit gutem Grund: Orange beispielsweise bietet Mobilfunk-Abos an, mit denen man Musik beim Anbieter Spotify aus dem Internet streamen kann, ohne dass das inbegriffene Datenvolumen angebraucht wird. Beim Spotify-Konkurrenten Deezer hingegen würde es angebraucht. Sunrise hat ähnliche Angebote.

Swisscom und Orange bieten zudem eigene oder Partnerdienste an, die man nutzen kann, ohne dass das Datenlimit angebraucht würde. All das würde gegen die Netzneutralität verstossen. Auch im Aus-

land gibt es Beispiele, in denen Internetanbieter Datenpakete von Konkurrenten langsamer transportierten. Einige blockierten Filesharing-Netzwerke wie BitTorrent. Andere blockierten Internet-Telefonie.

Das ist besonders pikant, wenn Internetanbieter gleichzeitig Inhalte verkaufen und damit direkt mit Firmen wie Netflix in Konkurrenz stehen – so wie in der Schweiz Swisscom und Cablecom. Dieser Interessenkonflikt bestehe nicht, schrieben sowohl Cablecom wie auch Swisscom in E-Mails an die TagesWoche. «Swisscom ist daran interessiert, möglichst allen (eigenen und fremden, aber legalen) Content in möglichst guter Qualität zu transportieren, um dem Kunden ein gutes Erlebnis beim Internetzugang zu bieten.»

Dennoch kämpft die Swisscom vor Gericht derzeit dafür, sich den Transport von Daten des TV- und Radio-Streamingdienstes Zattoo bezahlen zu lassen. Eine Verfügung verhinderte das bisher, doch der Fall ist vor Gericht hängig.

Die öffentliche Debatte zeigt auf, wie das Internet wirklich funktioniert – und, dass es darin Schnellstrassen und Abwege gibt: Denn wenn wir ein Video anwählen, kommt es über den Umweg einer Reihe verschiedener Netzwerke zu uns. Das erste ist der Anbieter selbst. Das letzte der Internet-Dienstleister wie beispielsweise die Swisscom. Dazwischen gibt es eine Reihe anderer Anbieter mit eigenen Netzwerken.

Wie werden Inhalte übertragen? Wer soll dafür zahlen? Und muss der Staat eingreifen?

Um eine Schnellstrasse herzustellen, können sich grosse Firmen direkte Zugänge zu grossen Internetanbietern erkaufen oder ihre Inhalte auf Servern lagern, die das tun. So kommen Inhalte ohne Umwege an – gegen eine Gebühr, wie sie Verizon von Netflix verlangte. Der Scheck sicherte Netflix direkten Zugang, und Verizon machte zwei Mal Kasse: einmal bei den Empfängern und einmal bei Netflix, dem Sender.

Ähnliche Deals hat Netflix mit den Verizon-Konkurrenten Comcast, Time Warner Cable und AT&T. Netflix hätte auch ohne diese Schnellstrassen liefern können, argumentiert der Online-Service. Joris Evers, Pressesprecher des kürzlich auch in der Schweiz gestarteten Services, sagt, dass Internetanbieter nicht zweimal kassieren dürften. Stattdessen sollten sie «Zugriff auf alle Seiten bieten, nicht nur die eigenen oder solche, die extra bezahlen».

Netflix kann sich diese Zahlungen einigermassen problemlos leisten. Sorgen müsse man sich eher über das Netflix von morgen machen, sagt Andreas Von Gunten von der Digitalen Gesellschaft. Für neue, kleinere Anbieter werde die Schwelle höher, dieselbe Qualität wie etablierte Konkurrenten anbieten zu können, wenn sie in



Freie Fahrt auf der Datenautobahn – bis künstlicher Stau aufkommt. FOTO: GOOGLE DATA CENTER

jeder Ecke des Internets eine Schnellstrassen-Gebühr abliefern müssten. «Es ist ein Kampf der Zivilgesellschaft gegen Oligopol-Strukturen», sagt Von Gunten. Das Netz, dominiert von wenigen Giganten, die entscheiden, welche Inhalte im Internet schnell und welche nicht so schnell geliefert werden sollen.

Die Giganten von heute sind wohl darum auch nicht stark involviert in den Kampf. Google etwa wurde zu den Diskussionen für den Bakom-Bericht eingeladen, hat aber dem Bericht zufolge abgelehnt. Das Grossunternehmen profitiere davon, dass es sich die Schnellstrassen leisten kann. «Die Chance ist relativ gross, dass sie sich damit lästige, neue Wettbewerber vom Hals halten können», sagt Von Gunten.

Der Aufstand der Kleinen

In den USA wird der Kampf am leidenschaftlichsten von kleineren Anbietern wie Tumblr, dem Blogging-Netzwerk, das von Yahoo gekauft wurde, geführt. «Stoppt Langsam-Spuren im Internet, die alles ruinieren», forderte das Netzwerk an einem Aktionstag im September seine jungen Nutzer auf und übersäte seine Seite mit kreisrunden Ladesymbolen. Ähnliche Aktionen führten Browser-Hersteller Mozilla oder YouTube-Konkurrent Vimeo durch. Es sind Versuche, mit dem Begriff «Netzwerkneutralität» die Gemüter aufzuheizen.

Der Nationalrat hat sich überzeugen lassen, dass die Netzneutralität gesetzlich verankert werden muss. Der Rat votierte im Juni grossmehrheitlich dafür. Erfolglos dagegen gestimmt haben fast geschlossen FDP und CVP, einige BDP-Vertreter und der basellandschaftliche SVP-Nationalrat Thomas de Courten. Das verspricht eine spannende Debatte im Ständerat, wo die CVP und die FDP in der Mehrheit sind.

Die Provider werden ihre Freiheit, neue Produkte anzubieten, nicht so leicht aufgeben und gegen eine «Regulierung auf Vorrat» kämpfen, wie es Swisscom-Sprecher Josef Huber in einer E-Mail beschrieb. «Die Frage der Netzneutralität stellt sich bei einem allfälligen Stau. Eine Gleichbehandlung von Datenpaketen für einen YouTube-Film mit Datenpaketen für die Telemedizin liesse sich nicht rechtfertigen.»

Zumindest im Netz der Cablecom dürfte es erstmal nicht zu Staus kommen, schreibt Cablecom-Sprecher Andreas Werz in einer E-Mail, «weil wir in unserem gesamten Anschlussgebiet ein modernes und leistungsfähiges Glasfaserkabelnetz besitzen, das über ausreichende Internetkapazitäten und über genügend freie Kapazitäten verfügt.» Ein staatlicher Eingriff sei daher schlicht unnötig, Cablecom werde sich «in absehbarer Zeit» nach dem Prinzip der Netzneutralität verhalten.

In den USA liessen sich Millionen von ähnlichen Beteuerungen ihrer Anbieter nicht überzeugen und forderten klare Regeln für Netzneutralität von der zuständigen Behörde Federal Communications Commission (FCC). Aber auch sie warten noch. tageswoche.ch/+exuri x

Flüchtlingshelfer

Mussie Zerai kümmert sich als Pfarrer um die Eritreer in der Schweiz. Und manch einem hat er das Leben gerettet.

Der Pfarrer mit dem Draht zur Küstenwache

von Eric Breiting

Sein Mobiltelefon hat er in der Sakristei gelassen. Ein Helfer holt ihn, wenn ein Notruf hereinkommt. Pfarrer Mussie Zerai steht an diesem Samstagmorgen vor dem Altar im Halbschatten: ein dunkelhäutiger, bärtiger Mann in einer Soutane und einem knöchellangen Umhang aus goldfarbenem Brokat mit dem weissen Käppi auf dem Kopf, das christliche Priester in Eritrea während der Messe tragen.

Er betet auf Geez, der altäthiopischen Liturgiesprache. Sein Bass erfüllt den Raum der Kirche St. Josef in Solothurn. Dann stimmt er den Liturgiegesang Ziema an, seine Gemeinde fällt mit ein. Die Morgensonne taucht in dem Moment das Kreuzifix an der Rückwand des Chors in ein strahlend helles Licht. Das dürfte Zerai gefallen.

Lebensretter am Satellitentelefon

In der zweiten Bank sitzt ein Mann mit blauer Windjacke und den harten Gesichtszügen eines Menschen, der viel erlebt hat. Er stellt sich später als Jacob vor, ist 29 Jahre alt und guter Stimmung: Fast sieben Monate nach seiner Rettung begegnet er heute zum ersten Mal seinem Lebensretter. Zerai markanten Bass hatte er bereits am 28. März kurz vor sechs Uhr aus dem Satellitentelefon dröhnen hören. Zerai sagte: «Bleibt ruhig, Hilfe kommt. Bleibt ruhig.»

Jacob trieb damals mit 300 anderen Flüchtlingen in einem alten Kahn auf dem Mittelmeer, der Motor war kaputt. Sie sassen Schulter an Schulter, dichtgedrängt. Es roch nach Angst. Jacob fürchtete die Rückschaffung nach Libyen: Er war 28 Tage im Lastwagen durch die Sahara gefahren und fast verdurstet, hatte in acht Monaten den

Sudan durchquert und das Vielfache eines Flugtickets an die Schlepper bezahlt.

Er hatte keine andere Wahl, nachdem er nach drei Jahren Haft und Folter aus einem Gefängnis in Eritrea über die Grenze geflohen war. Zuvor war er als Soldat aus der Kaserne weggelaufen, aber erwischt worden. Human Rights Watch wirft dem diktatorischen Regime von Isayas Afewerki schwere Menschenrechtsverletzungen vor. Junge Männer werden für unbeschränkte Zeit zum Militärdienst gezwungen.

Hilferufe im EU-Parlament

An manchen Tagen läutet Zerai's Natel ohne Unterbruch. Er erhält Notrufe, wenn er gerade ein Kind tauft oder seine Gemeinden in Lugano, Genf oder Basel besucht. Seit Oktober 2011 betreut er im Auftrag des Vatikans die 3600 eritreischen Katholiken in der Schweiz.

Im Oktober erreichte ihn ein Hilferuf, als er als Vertreter der Flüchtlingsorganisation Habeshia in Brüssel mit EU-Parlamentariern über Einwanderungspolitik sprach. Er sagte «Sorry, one business call», stürmte aus den Saal. Nach ein paar Minuten kehrte er zurück, als wäre nichts gewesen. Über 5000 Flüchtlinge in Seenot hat der 39-jährige Pfarrer bisher gerettet, sagt die italienische Küstenwache. Bis zu 3000 Migranten ertranken laut Flüchtlingsorganisationen jedoch allein in diesem Jahr.

Zerai hinterliess seine Nummer Freunden in Eritreas Hauptstadt Asmara, als er 2003 seine Grossmutter ein letztes Mal besuchte. Sie hatte ihn und die sieben Geschwister aufgezogen, nachdem seine Mutter gestorben und der Vater vom Geheimdienst verschleppt worden war. Sie hat ihm auch den Glauben mitgegeben. Mit 16 ging er nach Rom, um Pfarrer zu werden. Er studierte Theologie, liess sich 2010 zum Pries-



ter weihen. Bald nach der Rückkehr nach Italien erhielt Zerai erste Anrufe von Eritreern, die im Sudan, in Ägypten oder Libyen in Schwierigkeiten steckten. Seine Nummer geht heute unter Flüchtlingen von Hand zu Hand.

Die Fähigkeit ungerührt zu bleiben, ist Zerai's grösstes Kapital.

Kurz vor vier läutet sein Natel, die Nummer eines Satellitentelefon. Zerai sagt «Selam» und wirkt auf einen Schlag hoch konzentriert. Ein junger Mann namens Amanuel ruft aus Libyen an. Eine Miliz hält in einer ehemaligen Schule 400 Flüchtlinge aus Eritrea gefangen, darunter 20 Kinder. In der Nacht konnte eine Gruppe fliehen. Am Morgen nahmen die Milizionäre Rache, schlugen Gefangene, zündeten ihre Habe an. Die



Immer auf Empfang: Für Flüchtlinge in Not ist Pfarrer Mussie Zerai auch auf dem Petersplatz zu erreichen.

FOTO: ZVG

Miliz will die Flüchtlinge als Sklavenarbeiter an Menschenhändler verkaufen.

Zerai fragt in aller Seelenruhe nach: Misrata? Tote? Er sagt, er werde am Abend die italienische Botschaft in Tripolis anrufen. Sie soll die lokalen Autoritäten kontaktieren, damit diese Druck auf die Miliz ausüben.

Was ihn bewegt, behält er für sich

Tod und Folter bringen Zerai nicht aus der Ruhe. Das fiel seiner Grossmutter schon früh auf: Ein naher Verwandter war in Asmara gestorben, doch Mussie zeigte als einziges Kind der Familie keine Gefühlsregung. Die Fähigkeit, ungerührt zu bleiben, ist heute sein grösstes Kapital: Egal, ob er Notrufe von Schiffbrüchigen entgegennimmt oder dem Papst am Rande einer Konferenz im Vatikan die Lage der Migranten erklärt – Zerai bleibt äusserlich stets unberührt, besonnen und bescheiden. Was ihn bewegt, behält er für sich.

So wählte er am 28. März 2014 nach dem Anruf von Jacobs Boot die gespeicherten Nummern der italienischen Seenotzentrale und der Küstenwache. Die Besatzung eines Hubschraubers entdeckte das Boot am Abend. Um 7 Uhr morgens nahm ein Rettungsschiff die 345 Flüchtlinge auf, brachte sie nach Sizilien.

Solche Rettungsaktionen müssten nicht sein, sagt Zerai, wenn die EU von ihrer Abschottungspolitik abrücken würde: «Die EU steckt viel Energie in den Ausbau der Festung Europa, tut aber wenig, um menschliche Tragödien zu verhindern und die Fluchtursachen zu bekämpfen.»

Zerai fordert, die EU müsse sich mehr um eritreische Flüchtlinge in Nachbarländern wie Äthiopien kümmern, bevor diese nach Europa aufbrechen. Die EU müsse ihnen die Chance zur legalen Einwanderung geben, etwa, indem sie ihre Botschaften in Afrika für Verfolgte öffne. Dann müssten diese sich nicht mehr den Schleppern aus-

liefern und eine riskante Reise wagen, um auf europäischem Boden einen Antrag auf Asyl stellen zu können.

Twittern in der Pause

Wir sitzen im Zug. Zerai will nach Hause in sein Zimmer in einer Pfarrei bei Olten. Er muss für morgen die Gottesdienste in Bern und Luzern vorbereiten. Nächste Woche reist er nach Rom. Vor Kurzem war er auf der Insel Lampedusa vor Sizilien. Er traf Angehörige der 366 Opfer des Schiffsunglücks vom Oktober 2013, hielt die Gedenkmesse.

In den Pausen twittert er per Natel News zur Lage der afrikanischen Migranten, postet Fotos auf Facebook, gibt Interviews. Er begreift sein humanitäres Engagement als christlichen Dienst: «Ich tue bloss, was ich kann, auch wenn es nur ein Tropfen im Ozean des Elends ist. Den Rest überlasse ich Gott.»

tageswoche.ch/+hvgvy

×

Am Jahresgipfel in Wales war das Hauptthema die Ukraine, deren Regierung den Nato-Beitritt anstrebt.

Europa ist Nato-Land

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Im Prinzip kann jeder europäische Staat zum Nato-Beitritt eingeladen werden. So steht es in Artikel 10 des Nordatlantikvertrages. Zugleich wird allerdings eingeschränkt, dass der einzuladende Staat in der Lage sein müsse, zur Sicherheit des nordatlantischen Hoheitsgebiets beizutragen.

Zusätzliche Mitgliedschaften bedeuten aber nicht automatisch eine Stärkung des Bündnisses, sie könnten auch Schwächung bedeuten: Artikel 5 sieht bekanntlich eine Beistandspflicht vor. Und diese könnte gerade bei Neumitgliedern, die sich wegen ihrer Gefährdung unter Nato-Schutz begeben wollen, zu einer Risikoerhöhung führen und darum nicht im Interesse der alten Mitglieder liegen.

Daneben gibt es übrigens im EU-Vertrag von Lissabon (2007) in Artikel 42.7 auch eine weitere, weniger bekannte Beistandsklausel, die vorsieht, dass «im Falle eines bewaffneten Angriffs auf das Hoheitsgebiet

Was tun mit der Ukraine? Die Nato schaut einer schwierigen Zukunft entgegen.

FOTO: REUTERS



eines Mitgliedstaats die anderen Mitgliedstaaten ihm alle in ihrer Macht stehende Hilfe und Unterstützung (schulden)».

Bezüglich der Ostpolitik nehmen die Nato-Staaten keine einheitliche Haltung ein. Spaniens Interessen beispielsweise decken sich nicht automatisch mit denjenigen Polens, das sich stärker für den Schutz des ukrainischen Nachbarn einsetzt. Neben dem im Nordatlantikatrat geltenden Einstimmigkeitsprinzip, also der Vetomöglichkeiten der Mitglieder, kennzeichnet gerade diese Art von Pluralismus innerhalb einer gemeinsamen Grundhaltung das atlantische Bündnis.

Abstimmung über Nato-Beitritt?

Dies ist relevant für die Unterstützungsbereitschaft der einzelnen Nato-Mitglieder. Dem in Artikel 5 festgeschriebenen militärischen Beistand liegt nämlich kein Automatismus zugrunde. Er lässt den Regierungen der Nato-Länder Spielraum. Die Spannweite reicht theoretisch, wie dies Jochen Bittner in der «Zeit» anschaulich formuliert hat, «vom tröstenden Telefonanruf bis zum Atomwaffeneinsatz».

Bereits am Nato-Gipfel, der 2008 in Bukarest (also in einem ehemaligen Ostblockland) abgehalten worden ist, hatten sich die beiden gewichtigeren Westmächte Deutschland und Frankreich gegen einen Aktionsplan gewehrt, der die Ukraine und Georgien der Nato-Mitgliedschaft hätte näher bringen sollen. Man begnügte sich mit einem Versprechen auf ein späteres Dazugehören zu unbestimmtem Zeitpunkt. Aber immerhin.

Was eine allfällige Nato-Mitgliedschaft der Ukraine betrifft, fällt ins Gewicht, dass die Bevölkerung in dieser Frage tief gespalten ist. Die Aktionsplan-Perspektive von 2008 löste in Kiew – gewissermassen auf einem antiwestlichen «Maidan» – heftige Proteste aus, was das Parlament veranlasste, beruhigend in Aussicht zu stellen, dass vor einem allfälligen Nato-Beitritts-gesuch ein landesweites Referendum abgehalten würde.

Den Beitritten zur wirtschaftlichen und politischen Vereinigung gingen jeweils Beitritte zum militärischen Bündnis voraus.

Volksabstimmung über einen Nato-Beitritt? Das wäre wohl eine Premiere. Bemerkenswerterweise wurde in der sogenannten Osterweiterung beinahe überall mit hoher Selbstverständlichkeit via Volksbefragung über den EU-Beitritt abgestimmt (nicht belegt für Südzypern), hingegen nicht über die Nato-Mitgliedschaften.

Zwischen den beiden Mitgliedschaften (EU und Nato) besteht aber ein enger Zu-

sammenhang. Den Beitritten zur wirtschaftlichen und politischen Vereinigung gingen jeweils Beitritte zum militärischen Bündnis voraus: Griechenland und die Türkei sind seit 1952 Nato-Mitglieder, Griechenland wurde aber erst 1981 EG-Mitglied, und die Türkei erhielt schon 1963 die EG-Mitgliedschaft in Aussicht gestellt und stagniert noch immer im Prozess der Annäherung an die EU.

Das Zwei-Etappen-Muster zeigt sich auch in anderen Fällen: Spanien war bereits 1981 Nato-Mitglied, wurde aber erst 1986 EG-Mitglied. Polen, Tschechien und Ungarn konnten schon seit März 1999 Nato-Mitglieder sein, aber erst seit Mai 2004 EU-Mitglieder. Worin sich diese Fälle aber von Griechenland, der Türkei und Spanien unterscheiden: Die neuesten Nato-Mitglieder waren zuvor Mitglieder des von der Sowjetunion geführten Warschauer Paktes.

Auch die folgenden Staaten, obwohl sie erst im Mai 2004 oder sogar erst 2007 EU-Mitglieder wurden, konnten alle schon im März 2004 der Nato beitreten – und zwar auf eine bereits im November 2002 ausgesprochene Einladung der Nato hin und nicht auf eigenen Antrag, wie dies in der EU üblich ist: Die Einladung galt den drei baltischen Staaten Litauen, Lettland, Estland, sowie Slowenien und Slowakei, Rumänien und Bulgarien. Das war nach der ersten Nato-Osterweiterung von 1999 (mit Polen, Tschechien und Ungarn) nun bereits die zweite. Allerdings hätten bereits die Aufnahmen Griechenlands und der Türkei ebenfalls als Nato-Osterweiterung bezeichnet werden können.

Ein gebrochenes Versprechen?

Die dritte Nato-Osterweiterung fand 2009 statt und betraf mit den Nummern 27 und 28 als jüngste Mitglieder Kroatien und Albanien, obwohl das eine Land erst im April 2014, also fünf Jahre später, EU-Mitglied wurde und das andere es noch längere Zeit nicht sein wird. Weitere Länder sind bereits in der Pipeline: Mazedonien, Montenegro, Bosnien-Herzegowina, Georgien und die Ukraine. Das traditionell stark mit Russland verbundene Serbien will nicht in die Nato, sondern sich mit Partnerschaft begnügen.

Wegen des an sich verständlichen Unwillens Russlands über die Aussicht, mit der ukrainischen «Schwesterrepublik» auch einen grossen Pufferstaat und potenziellen Kompagnon einer Eurasischen Union zu verlieren, ist plötzlich ein angebliches Versprechen wichtig geworden: In den Verhandlungen zur deutschen Wiedervereinigung vom Frühjahr 1990 soll versichert worden sein, dass sich deswegen die Nato nicht Richtung Osten ausdehnen werde. Solche Erklärungen erfolgten bloss mündlich, bezogen sich bloss auf die DDR und waren Bemerkungen bloss einzelner Regierungsmitglieder – ohne schriftliche Bestätigung (vgl. dazu den Essay «A Broken Promise?» der Harvard-Historikerin Mary Elise Sarotte).

Mit Russland dagegen kam 1997 immerhin eine «Grundakte» zustande, in der geregelt wurde, dass es in den künftigen Nato-Staaten des ehemaligen Ostblocks keine umfangreichen und dauerhaften Truppenstationierungen der Nato geben soll. Darum begnügt sich das Westbündnis heute damit, dort rotierend präsent zu sein, ohne dauerhaft stationierte Truppen.

Defensiv statt offensiv

Es begnügt sich ausserdem mit Stützpunkten statt Basen, mit temporären Manövern (selbst in der Ukraine!), mit Defensiv- und nicht Offensivszenarien. Und dahinter, das heisst in den Territorien westlich des ehemaligen «Eisernen Vorhangs», begnügt sich das Westbündnis damit, eine «schnelle Eingreiftruppe» bereitzustellen. Aufgabe der Nato ist es, die mittel- und osteuropäischen Partner angesichts des russischen Säbelrasselns zu beruhigen, ohne dabei den Kreml zu provozieren.

Die Expansion der Nato gegen Osten ist kein Eroberungsfeldzug, sondern Folge der vom «Westen» ausgehenden Attraktivität.

Die Nato ist 1949 als Verteidigungsbündnis geschaffen worden. Ohne dieses hätte keine EG/EU entstehen können. Eine Verteidigungsgemeinschaft ist sie trotz ihrer Expansion gegen Osten im Prinzip geblieben. Ihre Erweiterung ist nicht die Folge eines Eroberungsfeldzuges. Sie ist die Folge der vom «Westen» ausgehenden Attraktivität sowie die Folge, das muss ebenfalls gesagt sein, der anhaltenden Hegemonialpolitik, die von Russland betrieben wird, und der sich die ehemaligen Satelliten verständlicherweise entziehen wollen.

Militärische Kooperation setzt an sich keine weitgehende gesellschaftliche oder wirtschaftliche Übereinstimmung der Partner voraus. Darum konnte auf dieser Ebene die Osterweiterung schneller vorangehen und weiter ausgreifen. Die Nato trägt jedoch eine gewisse Mitverantwortung für die gesellschaftliche Qualität ihrer Clubmitglieder.

Im Hinblick auf die Ukraine und andere potenzielle Mitglieder besteht die Verpflichtung, jenseits geostrategischer Interessen darauf zu achten, dass der in der Nato-Präambel festgeschriebene Hauptzweck des Bündnisses auch bei jedem einzelnen Mitglied gewährleistet ist: Die Sicherung einer Ordnung, «die auf den Grundsätzen der Demokratie, der Freiheit der Person und der Herrschaft des Rechts» beruht.

tageswoche.ch/+2cfs3

×

Abolhassan Banisadr, früherer Präsident des Iran, über die Zusammenarbeit der USA und des Iran gegen den IS und die Abkehr der Iraner von Präsident Rohani.

«Teheran ist in der Defensive»

Banisadr blickt aus dem Exil auf sein Land: «Die jungen Iraner assoziieren mit dem Islam Korruption und Staatsgewalt.» FOTO: REUTERS



von Stefan Brändle

Abolhassan Banisadr lebt in der Umgebung von Paris im Exil unter Polizeischutz, da er sich stets sehr kritisch über das Regime in Teheran, die Menschenrechtslage und den «Verrat» der Ayatollahs an der islamischen Revolution äussert. Umso ausgesuchter sind die elegante Gastfreundschaft und der Tee, mit dem der 81-jährige Ex-Präsident fremde Besucher empfängt.

Ein Hauch alter persischer Grösse umweht den Empfangssaal in der von aussen unauffälligen Villa. Weiterhin ein formelles Protokoll während, bleiben seine zwei stummen Sekundanten stets einen Schritt hinter dem alten Mann.

Herr Banisadr, in Wien haben erneut Atomgespräche mit dem Iran stattgefunden. Ist diese Frage neuerdings auch mit dem Krieg im Irak und in Syrien verbunden?

Nicht offiziell, aber verdeckt umso mehr, da die Iraner und Amerikaner im Krieg gegen die IS-Truppen am gleichen Strick ziehen. Der iranische Religionsführer Ali Khamenei versucht die beiden Fragen zu koppeln: Er will in der Atomfrage Konzessionen erhalten, indem er den IS bekämpft. Aber der amerikanische Präsident Barack Obama, der Rücksicht auf die Republikaner und Israel nehmen muss, ist dazu nicht bereit. Und er hat die besseren Karten.

«Khameneis Position ist so schwach wie nie.»

Warum?

Weil Teheran stärker unter Druck ist als Washington. Der Krieg im Irak und in Syrien bedroht die amerikanischen Interessen nicht direkt. Der Ölpreis ist seit Kriegsausbruch sogar gesunken. Auch sonst leidet die iranische Wirtschaft viel mehr als die westliche. Die Iraner leiden und sind unzufrieden. Das gefährdet Khameneis Machtstellung innenpolitisch und letztlich auch in den Gesprächen mit den Amerikanern.

Und im Krieg gegen den IS?

Ohne die US-Einsätze hätten die IS-Milizen Bagdad vielleicht bereits erobert; die schiitische Regierung wäre also vertrieben. Allerdings weiss Obama auch, dass er den IS ohne die iranischen Bodentruppen nicht besiegen kann. Die sind ihrerseits auf die Amerikaner angewiesen, um vom IS nicht überrannt zu werden.

Wie weit gehen die Absprachen zwischen Washington und Teheran?

Bis zu konkreten Kooperationen in einzelnen Städten. Beteiligt sind sogar Erzfeinde der USA wie Gassem Soleimani, Chef von al Qods, der Aussentruppe der Revolutionsgarden.

Spricht Teheran immer noch vom «grünen Gürtel» der Schiiten von Teheran über Bagdad und Damaskus bis ans Mittelmeer zur Hisbollah im Libanon und Hamas in Palästina?

Khamenei brüstet sich damit, in vier Hauptstädten des Mittleren Ostens – Bagdad, Damaskus, Beirut, Sanaa – präsent zu sein und das persische Reich damit wieder belebt zu haben. Das ist Propaganda.

Wie sieht es denn in Ihren Augen in Wirklichkeit aus?

In Wahrheit zahlt der Iran nur für diesen Anspruch, statt einen Nutzen daraus zu ziehen. An all diesen Orten ist Krieg, und überall sind Schiiten bedrängt. Auch die Staatsführung in Teheran ist deshalb in der Defensive. Vielerorts heisst es, der Iran habe sich dank der Koalition gegen den IS wieder ins Spiel gebracht. In Wahrheit ist Khameneis Position so schwach wie nie. Die Armut steigt im Land, der soziale Unmut wächst, die Diktatur verschärft sich.

Hat wenigstens der iranische Präsident Hassan Rohani das Regime etwas populärer gemacht?

Rohani wurde bei den Wahlen 2013 an die Macht gelassen, um zwei Probleme zu regeln: Er sollte die Atomkrise und die Sanktionen beenden sowie der regime-internen Opposition den Wind aus den Segeln nehmen. Beides ist misslungen. Die gemässigten Kreise sind enttäuscht, und die grossen Mullahs halten sich auf Distanz zu Ayatollah Khamenei, der als Arrivist gilt. Er hat heute nur noch die Revolutionsgarden hinter sich. Die sind zwar äusserst mächtig und kontrollieren 70 Prozent der Wirtschaft. Aber das Volk hat sich von ihm längst abgekehrt.

Auch von der islamischen Revolution?

Fragen Sie die jungen Iraner, was sie mit dem Begriff Islam assoziieren: Sie antworten Unterdrückung, Korruption, Staatsgewalt. Das ist das Schlimme an der Sache. Als Khomeini 1979 nach Teheran zurückkehrte, sahen die Leute in ihm einen ehrlichen und bloss religiösen Würdenträger, der eine Revolution mit der Blume auf dem Gewehr predigte. Bald aber zeigte das Regime sein wahres Gesicht, wie ich selber erlebt habe. Das Gewaltregime, das aus der iranischen Revolution hervorging, hat sicher einen Grossteil der heuti-

Abolhassan Banisadr, 81, war der erste iranische Präsident nach der islamischen Revolution von 1979. Der frühere Religionsstudent und Ökonom hatte sich den Schah-Gegnern um Ayatollah Khomeini angeschlossen, der seinerseits in Paris lebte. Nach dessen Rückkehr nach Teheran wurde Banisadr im Januar 1980 zum Staatschef gewählt. Seine Kritik an der Verhärtung der religiösen Staatsführung führte dazu, dass er im Januar 1981 abgesetzt wurde.

Zu jenem Zeitpunkt war die US-Botschaft in Teheran von islamischen «Studenten» besetzt. Banisadr behauptet bis heute, dass Khomeini mit dem US-Republikaner Ronald Reagan einen Deal abgeschlossen habe: Gegen eine Waffenlieferung aus den USA habe er die Freilassung der 66 Geiseln hintertrieben, um damit die Wiederwahl des demokratischen US-Präsidenten Jimmy Carter zu verhindern.

gen Spannungen und Gewalt im islamischen Raum ausgelöst.

«Die gemässigten Kreise sind enttäuscht von Präsident Rohani.»

Also auch über den schiitischen Raum hinaus?

Ja, die Revolution wirkte bis in die sunnitische Welt. Der Islam ist eine Religion des Friedens; aber die Art, wie die Revolution der Mullahs in ein Instrument der Macht und Gewalt pervertiert wurde, hat den ganzen Mittleren Osten aus den Fugen gebracht. Dazu kam das amerikanische Eingreifen im Irak. Ich habe schon damals darauf hingewiesen, dass das Vorgehen von George Bush den Terrorismus nicht bekämpfen, sondern anheizen werde. Heute ist es soweit.

tageswoche.ch/+r95rx

×

ANZEIGE



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

Karriere. Machen.

Mit dem eidg. Fachausweis HR-Fachleute können Sie Wege nach oben ebnen. Auch Ihren eigenen.

Mehr auf

www.bildungszentrumkvbl.ch/karriere

Bildungszentrum. Aufwärts, bitte.



Mexiko

In Mexiko gilt Santa Muerte als Heilige der Unterwelt. Eine umstrittene Religion feiert sie jeweils am 1. November mit einer Messe und einer einzigartigen Getrankekultur.

Anstossen auf die Sensenfrau

Kult um Santa Muerte: Von dieser Furcht einflossenden Figur erhoffen sich viele Hilfe im taglichen Leben.

FOTO: M. SCHULTHEISS



von Michel Schultheiss

So eine Szene bekommt man auch im «El Tinacalito» nicht jeden Tag zu sehen: Im Talar betritt Pater Francisco die Kneipe. Er stellt sich vor einen grossen Glaskasten. Dabei grinst ihm eine unheimliche Fratze über die Schulter. Sie gehört einer Skelettfrau, die in einer Kutte und unter einer Kapuze steckt, eine Sense in der Hand. Vor ihr hebt Pater Francisco feierlich die Hände in die Höhe.

«Sie verdient eigentlich mehr Achtung von uns, nicht nur während einem der 365 Tage», mahnt der Priester die Anwesenden, die sich gerade Pulque nachschenken. Der fermentierte Agavensaft wird nicht nur selbst getrunken, sondern auch der knöchernen Dame kredenzt. «Warum bedanken wir uns nicht? Sie fordert schliesslich nichts, nur Dank», fährt Francisco fort.

Der ganze Ritus läuft fast so ab wie in einer Kirche. Mit dem Unterschied, dass ein «Untergrund-Geistlicher» predigt und dass viel Alkohol im Spiel ist. Jeweils am 1. November, am mexikanischen «Tag der Toten», wird hier eine Zeremonie zu Ehren von Santa Muerte abgehalten. Zwar gibt es in Mexiko-Stadt einige Tempel und Strassenaltäre zu Ehren dieser magisch-religiösen Figur. Eine Messe in einer Pulquería, einer Kneipe, die den sämigen Agavensaft ausschenkt, ist aber selbst in der Millionenmetropole eine Besonderheit.

Sowohl Pulquerías wie auch Santa Muerte geniessen bei manchen Leuten nicht gerade den besten Ruf: Gelten Erstere als schmutzige Spelunken, so wird Letztere gerne mit einem Kult um Kriminalität und Drogenhandel in Verbindung gebracht.

Das Lokal «El Tinacalito» im Bezirk Izta-calco bringt gleich beides zusammen. Die Stimmung ist aber alles andere als düster. Vor und nach der Predigt wird an der Theke aus Bottichen Pulque ausgeschenkt. Vor allem Leute aus dem Quartier, Handwerker, Rentner und ein paar Fussballfans aus der Antifa-Skinhead-Szene kommen hierher.

Totenkopf-Girlanden hängen im Raum, die Jukebox ist aufgedreht. Ein kleinwüchsiger Mitarbeiter, gelernter Schmied und unter dem Namen Gorila bekanntes Quartieroriginal, schwingt zu Ranchera-Songs und tosendem Applaus sein Tanzbein und animiert die Leute, es ihm gleichzutun.

Die Kirche ist gegen den Kult

Hinter dem besonderen Ritual, das im «Tinacalito» stattfindet, steht die 34-jährige «Pulquera» Erika Canales. Als Dank dafür, dass sie diese Kneipe wieder hat öffnen können, organisiert sie bereits zum achten Mal diese Messe. Schon ihr Grossvater hatte den Laden geführt, und vor vierzehn Jahren hat sie das Ruder übernommen.

Als ihr Lokal wegen strengerer Vorschriften für sechs Jahre zwangsgeschlossen wurde, hat sie sich an höhere Mächte gewandt: «Ich richtete die Bitte an Santa Muerte, um die Pulquería wieder öffnen zu können», erzählt Erika Canales. Seither führt sie das Lokal zusammen mit dem en-

thusiastischen Gorila, einer Köchin und einem weiteren Helfer.

Bei Erika Canales' Schutzpatronin handelt es sich um eine Kultfigur, die von der katholischen Kirche vehement abgelehnt wird. Das weiss auch Pater Francisco: «Ja, wir haben Konflikte mit der Kirche – sie negieren Santa Muertes Existenz.» Trotzdem hält er beim Altar im Quartier Morelos täglich Messen ab, sogar Hochzeiten und Taufen – alles unter dem Segen der «Niña Blanca», des «Weissen Mädchens», wie die Figur Santa Muerte auch genannt wird.

Um den Ursprung des Kults um Santa Muerte ranken sich verschiedene Theorien und Legenden. Manche ihrer Anhänger vermuten indianische Ursprünge – ob schon das Skelett, das an den Sensenmann oder den Totentanz erinnert, eher europäisch anmutet.

Trost statt Schelte

Der Kult hat in den letzten Jahren einen enormen Zuwachs erfahren. Nayeli Amezcua, eine Historikerin von der Escuela Nacional de Antropología e Historia (ENAH), hat sich eingehend mit ihm beschäftigt. Ihr zufolge gibt es keine Belege dafür, dass sich Santa Muerte direkt von den Totengöttern der Indigenen ableiten lässt. «Ich denke, dass es sich um eine Mischung aus europäischen Bildern und dem Totenkult der präkolumbischen Kulturen handelt», sagt sie.

Falls Santa Muerte weit zurückreichende Wurzeln hätte, dann reichten diese eher in die Kolonialzeit zurück. Amezcua sieht in der Figur Parallelen zur katholischen Bilderwelt, mit der bei den Indigenen missioniert wurde. Deren Entstehung führt sie somit auf die Todesauffassung in Mexiko und deren Präsenz in der Kunst zurück.

Es gibt nämlich weitere, ähnliche Totenkopffiguren in der lateinamerikanischen Volksfrömmigkeit, die aber nicht zu wechseln sind mit dem «Weissen Mädchen». So etwa San la Muerte in Argentinien, Paraguay und Brasilien sowie das gekrönte Skelettmännchen San Pascualito Rey in Chiapas und Guatemala.

Santa Muerte zieht auch bei den Gästen im «Tinacalito». Die 81-jährige Julia aus dem Quartier ist Stammgast in der Pulquería. «Ich habe zwar meine Religion, die Jungfrau von Guadalupe, respektiere aber auch Santa Muerte», erklärt sie nach einem Schluck Pulque. Gleich neben dem Glaskasten schenkt sich auch der Textilingenieur David vom weissen Agavensaft ein. Er ist kein Geringerer als der Gönner des Heiligenbildes. Die Statue hat er für Erika Canales auf dem Zaubertensilien-Markt Sonora gekauft. Auch Alejandra Patricia, eine Cousine von Erika Canales, ist aus Überzeugung an die Kneipenmesse gekommen. «Mi flaca», meine Hagere, hilft mir bei der Arbeit und in der Familie», glaubt sie. Ihr Begleiter Gerard ist buchstäblich gezeichnet von der «Niña Blanca»: Die Sensesfrau prangt als Tattoo auf seinem Oberarm.

Vermutlich hat die Verbreitung von Santa Muerte in dieser Form ihren Anfang in Tepito genommen. Dieses berühmte

Schwarzmarkt-Viertel in Mexiko-Stadt funktioniert generell nach eigenen Regeln. Warum hier das «Weisse Mädchen» derart an Popularität gewonnen hat, dafür nennt Amezcua mehrere Gründe: «Die grosse Jugendsterblichkeit im Quartier, die sozio-ökonomische Situation im Viertel und die Unfähigkeit der katholischen Kirche, Trost zu spenden», sagt die Historikerin. Tepito sei schon immer ein Territorium der Illegalität gewesen. «In dieser Umgebung konnte sich der von der Kirche nicht autorisierte Kult ohne Probleme entwickeln.»

Amezcua denkt zudem, dass die steigende Popularität der Santa Muerte auch daher rühre, dass sie eine weibliche Version des San Judas darstelle, dem Heiligen für schwierige Situationen. Der ist von der offiziellen Kirche anerkannt und in Problemvierteln ebenfalls sehr populär.

Santa Muerte bietet im Gegensatz zu San Judas eine Option für diejenigen, die sich weigern, zur Messe zu gehen, wo der Priester von der Sündhaftigkeit der Dealer und «Rateros», wie die Diebe genannt werden, spricht. Schelte statt Trost gibt es in der offiziellen Kirche oft, zum Beispiel für eine Mutter krimineller Söhne, die dann aufgefordert wird, ihre Kinder anzuzeigen.

Verlorene Kneipenkultur

Geht sie aber zum Altar, etwa demjenigen an der Alfareria-Strasse in Tepito, trifft sie auf Mütter in derselben Situation. «Gemeinsam bitten sie dann Santa Muerte um Schutz für ihre Söhne», sagt Nayeli Amezcua. Das «Weisse Mädchen» sei deswegen aber noch lange nicht bloss eine Gangster-Gottheit oder Religion der Outlaws. Viele Bewohner Tepitos seien erfolgreiche Geschäftsleute und weit davon entfernt, zu den tiefen sozialen Schichten zu gehören.

Die kirchlichen Obrigkeiten bekämpfen den Volkskult erbittert. Für sie ist Santa Muerte eine «Falle des Teufels». Daher wird der Kult an Familienaltären praktiziert, unter der Leitung von inoffiziellen Geistlichen oder Zeremonienmeistern vorchristlicher Kulte. Nicht anerkannte Religionsgemeinschaften wie etwa die «Heilige apostolische traditionelle Kirche Mexikos und der USA» spielten dabei eine tragende Rolle. Deren selbsternannter Bischof, David Romo, wurde vor wenigen Jahren wegen Verwicklungen mit der Drogenmafia verhaftet. Bei seiner Religion gibt es weder genau festgelegte Dogmen noch Riten. «Sobald man solche einführen wollte, haben das die Leute abgelehnt», erklärt Amezcua.

Anscheinend müssen bei der Wirtin Erika Canales tatsächlich höhere Mächte wie Santa Muerte im Spiel gewesen sein: Die Wiedereröffnung einer Pulquería ist nämlich eine absolute Seltenheit. Viele dieser traditionellen Lokale mit den typischen Kachelwänden schliessen für immer.

Der Pädagogik-Student Paul Jiménez, der dem Ritual ebenfalls beiwohnt, ist einer der besten Kenner der Pulquerías. Gemeinsam mit dem Kollektiv «El Tinacal» hat er ein Buch über diese für Mexiko einst typischen Lokale herausgegeben. Sie sind wäh-

1963-2013

Oratorienchor Baselland Liestal
NOB Neues Orchester Basel

Franz Schubert: **Sonntag, 2. Nov. 2014**
 17:00 Uhr
 Stadtkirche Liestal

Sinfonie in h-Moll
 «Unvollendete»

Messe in As-Dur
 «Missa solennis»

Dirigent: Fritz Krämer
 Konzertmeister: Rafael Martinez

Felicitas Erb, Sopran
 Marian Dijkhuizen, Alt
 Jakob Pilgram, Tenor
 Markus Volpert, Bass

Vorverkauf:
 ab 04. Okt. 2014
 unnummerierte Karten à Fr. 40.-
 Abendkasse: 1 Std. vor Konzertbeginn

Liestal:
 Musik Schönenberger AG
 Tel: 061 921 36 44

Basel:
 Bider & Tanner mit Musik Wyler
 Tel: 061 206 99 96

www.oratorienchor-bl.ch www.neuesorchesterbasel.ch

Fr 31.10. 20:00 · Konzert-Theaterabend
 «Oto音 und Wort»
 Musiktheatrales Konzert nach R. Walser u.a.

So 02.11. 11:00
 «Côté Lune» – gare des enfants

Mo 03.11. 20:00
 «Dialog» – Uwe Dierksen, Posaune

Mi 05.11. 20:00
 «Perpetual Delirium» – ARTE Quartett,
 Andreas Schaerer und Wolfgang Zwiauer

Do 06.11. 20:00
 «Epilogue» – Eunoia Quintett

T 061 688 13 13

GARE DU NORD

www.garedunord.ch

THEATER
 im Teufelhof Basel

TINA FEUBNER «MÄNNER BRAUCHEN GRENZEN»

6. BIS 8. NOVEMBER
 (DO - SA, 20.30 UHR)

Deutsch WWW.THEATER-TEUFELHOF.CH

MUSEUM DER KULTUREN BASEL

Ausstellung
 ab 25. Oktober 2014

STROH GOLD

KULTURELLE TRANSFORMATIONEN
 SICHTBAR GEMACHT

Museum der Kulturen Basel
 Münsterplatz 20, CH-4051 Basel
www.mkb.ch

EDELMAIS
 GYMI 5 - KLASSEZAMEKUNFT

DO. 27.11.2014
MITTENZ MITTENZA

PRÄSENTIERT VON: **SAMSUNG**

WWW.STARTICKET.CH
 0900 325 325 (CHF 1.19/MIN AB FESTNETZ),
 POST ODER ALLEN STARTICKET WK-STELLEN

«wunderbar reichhaltig und klug konzipiert
 +++ fantastische Fülle von anekdotischem
 Material» (BaZ) «Schätze der Fernsehge-
 schichte» (BZ) «rasant +++ kompetente Schau
 +++ kurzweilig +++ lohnenswert» (NZZ)
 «Fernsehen als Spiegel der Gesellschaft»
 (SRF Kultur) »gelungen +++ prädiat sehens-
 wert +++ Replay bitte» (TaWo)

FLIMMER KISTE

60 JAHRE FERNSEHEN
 ZWISCHEN ILLUSION
 UND WIRKLICHKEIT

19.9.2014-8.2.2015
www.hmb.ch

hmb Museum für Geschichte
 BARFÜSSERKIRCHE / BASEL

rend der letzten Jahrzehnte immer mehr verschwunden. Habe es um 1970 im Distrito Federal noch etwa tausend «richtige» Pulquerías gegeben, schätzt Paul Jiménez deren Anzahl heute auf 53. Zu den «richtigen» Pulquerías zählt er diejenigen mit Guadalupe-Altar, ehemaligem separaten Frauenabteil und mit einem Mörser für den pikanten Gratis-Apéro.

Im benachbarten Bundesstaat Mexiko gebe es zwar noch weitere Pulquerías, zudem einige illegale, sogenannte Toreos, in Garagen, Hinterhöfen oder Wohnhäusern. Von den vielen Pulquerías, die er in der Millionenstadt kenne, sei «El Tinacalito» in einer Hinsicht dennoch einzigartig: «Auch andere Pulquerías sind Anhänger von Santa Muerte – doch nur im «El Tinacalito» wird sie direkt im Lokal mit einem Altar und einer Messe verehrt.»

Letzte Runde für den Pulque?

Das traditionelle Getränk Pulque wurde bereits zu präkolumbischen Zeiten genossen. Die aztekische Agavengöttin Mayáhu-el steht gleichzeitig für den Rausch. Das milchig-weiße Getränk wird entweder pur getrunken oder als «curado» in unterschiedlichsten Geschmacksrichtungen. Diese reichen von Mango- und Ananas- bis hin zu Pinienkern- oder gar Meeresfrüchtearoma.

Lange galt das nahrhafte Getränk als Teil der alltäglichen Verpflegung, besonders bei Arbeitern und Bauern. Eine Pulquería gehörte somit schlicht zum Strassenbild. Im Laufe des letzten Jahrhunderts verlor der Pulque allerdings immer mehr an Bedeutung: Ab den Dreissigerjahren war es vor allem das Bier, das den Pulque verdrängte. Da sich Bier besser lagern und transportieren liess und als hygienischer galt, stach es den Pulque im Laufe der letzten Jahrzehnte aus.

Zum Niedergang der Pulquerías selbst trugen während des 20. Jahrhunderts neu erhobene Steuern, Hygienevorschriften und Anti-Alkohol-Kampagnen bei. Damit einhergehend kamen die Pulquerías zu-

nehmend in Verruf, sie seien Schmutzspelenken, wo sich nur zwielichtige Gestalten aufhielten. Bezeichnend für den Prestigeverlust ist auch diese Grossstadtlegende, die besagt, dem Pulque werde beim Fermentieren eine «muñeca», ein Bündel mit Hundekot, beigefügt.

Comeback der Agavengöttin

In den wenigen Pulquerías, die noch geblieben sind, treffen sich meist Rentner, Arbeiter, aber auch Randständige und Alkoholiker, die dort eine Bleibe finden. Seit ein paar Jahren sieht es jedoch so aus, als erleben die traditionellen Kneipen ein Wiedererwachen: Insbesondere jüngere Leute, Schülerinnen und Studenten haben das «mexikanischste aller Getränke» wieder für sich entdeckt und bevölkern seither die Pulquerías in Scharen.

Es gibt sogar vereinzelte Versuche, den Agavensaft wieder salonfähig zu machen und in nobleren, modernen Bars zu etablieren. Indem solche Neo-Pulquerías neben den für moderne Bars üblichen Drinks auch Pulque ausschenken, versuchen sie, die Sehnsucht nach dem «Authentischen» zu stillen. Das einzigartige Ambiente einer Pulquería findet man jedoch nur dort, wo die Tradition aufrechterhalten wird, an Orten wie dem «El Tinacalito». Die einen kommen wegen Santa Muerte, die anderen, um sich von der Agavengöttin berauschen zu lassen.

Pater Franciso legt der Skelettdame eine Cempasúchil hin, die Blume der Toten, und verabschiedet sich. Anschliessend geht das Fest erst richtig los: Plötzlich betritt auch noch eine Mariachi-Band die Pulquería und beginnt zu spielen. Gorila tanzt immer wilder zwischen der Theke und den Tischen, Erika Canales verteilt pikante Häppchen, und die Skelettdame im Hintergrund lächelt weiterhin allen Gästen zu. Ihre furchteinflössende Aura, die sie normalerweise in den Strassenaltären ausstrahlt, verliert sich in der festlichen Stimmung und dem Pulque.

tageswoche.ch/+tmyqz

Kleinkunst/Konzert



Stahlberger

Gleich zweimal kann man den St. Galler Sänger und Songwriter Manuel Stahlberger in Basel erleben. Am Samstag, 1. II., stellt er mit seiner Band sein aktuelles Album «Die Gschicht isch besser» vor. Und tags darauf, am Sonntag, präsentiert der Kleinkünstler Manuel Stahlberger «gesammeltes Zeug», wie wir der Website der Offenen Bühne im historischen Engelhof entnehmen können.

Fahrbar Depot, Walzwerk,
Münchenstein, 1. II., 21 Uhr.
• www.schoolyard.ch/istock

Engelhof, Basel, 2. II., 20 Uhr.
• www.offene-bühne.ch

Konzert

Spoon

Man hat vermutlich schon mal ein Lied von ihnen gehört, selbst wenn ihr Name gastronomisch anmutet: Spoon. 2006 vertonte die Indierockband aus Austin (Texas) den Hollywood-Streifen «Stranger Than Fiction» (Regie: Marc Forster). Ihre Geschichte reichte da schon weit zurück, bis in die frühen 90er-Jahre. Jetzt, nach langer Abstinenz, kehren sie auf eine Schweizer Bühne zurück und geben uns hoffentlich einiges an die Löffel: unter anderem von ihrem aktuellen Album «They Want My Soul».

Kaserne, Basel, 3. II., 20 Uhr.
• www.kaserne-basel.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Vom Kult gezeichnet: Gerardo mit Santa-Muerte-Tattoo.

FOTO: MICHEL SCHULTHEISS



Zurzeit gehen alle grossen Literaturpreise an Autoren, die eine Vergangenheit aufarbeiten. Der Schweizer Buchpreis könnte sich einreihen. Woher kommt der Trend?

Schreiben gegen die Entwurzelung

von Valentin Kimstedt

Am auffälligsten war es im März. Vier der fünf nominierten Bücher für den Leipziger Buchpreis lebten von der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Da muss bei Fabian Hischmann ein Frühdreissiger mit dem Konkurrenten seiner Jugend ins Reine kommen, Saša Stanišić faltet die Vergangenheit eines uckermärkischen Dorfes auf, Katja Petrowskaja folgt den Spuren ihrer jüdischen Vorfahren, Per Leo rollt gleich 400 Jahre Familiengeschichte auf.

Natürlich könnte man sagen, dass die Erinnerung die Grundgeste des Erzählens

ist. Jemand hat etwas erlebt oder davon gehört und muss es mitteilen. Fantasie, sagt man, wird ebenfalls vom Erlebten ausgelöst. Das Vergangene spielt die wichtigste Rolle für die Gegenwart des Erzählers.

Aber bei den Büchern, die gerade hoch im Kurs der Preisjurys stehen (siehe Box), ist diese Rolle spezifischer. Etwa bei Saša Stanišić, der in seinem 14. Lebensjahr von Bosnien nach Deutschland zog und in Leipzig mit seinem zweiten Roman «Vor dem Fest» das Rennen gemacht hat. Letzte Woche war er im Literaturhaus Basel zu hören, wo Gelegenheit zur Frage war: Was hat ihn dazu gebracht, sich für seine Herkunft zu interessieren? Das sei nämlich lange nicht der Fall gewesen, hatte er im Bühnengespräch erzählt. Und nun ist aus diesem Interesse das Porträt des uckermärkischen Dorfes Fürstenfelde geworden, als Entsprechung des bosnischen Dorfes, in dem noch sein Grossvater lebte.

Neues Bedürfnis nach Halt

«Durch den Unterbruch in meiner Biografie habe ich nie ein intimes Verhältnis zu einer Landschaft aufgebaut», sagt Stanišić. «Die Geschichte eines Ortes erlaubt mir, mit diesem Ort, der eigentlich fremd ist, umzugehen.» Sein Roman über Fürstenfelde ist also eine Ersatzhandlung, um sich so etwas wie Heimat zu erschreiben. Theoretisch jedenfalls. «Das intellektuelle Experiment hat natürlich auch keine Intimität zu Fürstenfelde hergestellt», fügt er an.

Etwas Ähnliches passiert bei Patrick Modiano, obwohl er eine Generation älter ist. In einem seiner wenigen Interviews sagte er 2010 der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung»:

«Vielleicht steht das Fehlen einer kulturell und geografisch gesicherten Herkunft am Anfang meines Schreibens. Statt Normalität und der Ahnung vom Paradies gab es bei mir immer nur Rätsel und Fragwürdigkeit. Warum lebte ich

nicht bei meinen Eltern? Warum sagte mir keiner, woher ich kam? Wohin ich gehörte? Das Schreiben ist ein Versuch, hinter diese Rätsel zu kommen.»

Das Rätsel der Herkunft verbindet sich bei Modiano mit der Zeit, in die er 1945 in Paris hineingeboren wurde und um die alle seine Bücher kreisen: «Meine Existenz ist auf dem Mist jener Besatzungsjahre gewachsen, ich fühle mich wie ein Medium für deren besondere Stimmungen und Schicksale.»

Die Autoren, von denen hier die Rede ist, schreiben aus dem Gefühl der fehlenden Verwurzelung heraus. Und gegen es an. Obwohl diese Konstellation allein keine gute Literatur macht, verleiht sie vielleicht eine besondere Relevanz: Hier arbeitet Literatur. Sie leistet ihren Dienst an der Gesellschaft. Und vielleicht wächst das Bedürfnis nach Neuverwurzelung in einer Zeit, in der man als Single leben kann oder in mehreren Beziehungen zugleich, in der

Deutscher Buchpreis

Lutz Seilers erster Roman «Kruso» spielt im Sommer 1989. Ist es der lang herbeigerufene Wenderoman? Nein, sagt Seiler in Gesprächen, eher dient das Setting der Geschichte, die zu grossen Teilen erfunden ist.

Nobelpreis

Entgegen den Erwartungen ging der grösste Literaturpreis nicht an den Autor einer Literatur, die sich mit aktuellen politischen Krisen beschäftigt – einer Literatur, die auch an der BuchBasel eine zentrale Rolle spielen wird. Patrick Modiano war ausserhalb Frankreichs kaum jemandem bekannt. Sein Ressor ist nicht die öffentliche Debatte, sondern das Aufspüren von Spuren, die in die Pariser Vergangenheit führen.

Man Booker Prize

Die wichtigste Auszeichnung im englischen Sprachraum, der Man Booker Prize, ging an Richard Flanagan für sein Buch «The Narrow Road to the Deep North». Es ist von den Erlebnissen seines Vaters während des Zweiten Weltkriegs inspiriert.

Schweizer Buchpreis

Die Verleihung des diesjährigen Preises an der BuchBasel steht noch aus (9. November). Vielleicht geht der Preis an die Schwyzer Autorin Gertrud Leutenegger, die schon ganz nah am Deutschen Buchpreis war. Die Ich-Erzählerin ihres Romans «Panischer Frühling» flaniert während eines Sabbaticals durch London und lernt dort einen jungen Zeitungsverkäufer kennen, zu dem es sie wie magisch immer wieder hinzieht. Denn etwas ist in ihrer Begegnung, das ihnen ermöglicht, intime Kindheitserinnerungen auszutauschen – und die Erzählerin erwacht zu neuem Leben.



Jeder Gedanke an den Ex ein Strich: Bild aus «Wir haben Raketen gelangt».

BILD: KAREN KÖHLER



Für viele der preiswürdigen Autorinnen und Autoren ist die Erinnerung ein unerlässlicher Rohstoff.

FOTO: JAN KIESEWALTER

man sich anonym von der Samenbank befruchten lassen kann, in der man heute Punk sein kann und morgen Pfarrer – und in der die klassische Ehe doch wieder ziemlich en vogue ist.

Alge statt Eiche

Es gibt aber auch eine andere Literatur, in einer Zeit, in der viele Kulturmenschen aus Verhältnissen kommen, die nicht zerrüttet sind. Herkunft ist da nicht so wichtig. Heimat? Die wird dann im Zweifelsfalle Berlin. Die Theorie dafür hat kürzlich Friedrich Liechtenstein in einem Interview mit der «Zeit» geliefert (online nicht verfügbar). Liechtenstein, seit seinem Werbeclipp für die Supermarktkette Edeka berühmt, war neulich ebenfalls in Basel und gab in der Kaserne ein sehr seltsames Konzert. Morgens um halb fünf sah ihn der Reporter in einer Frittenbude an der Feldbergstrasse wieder, immer noch mit Smoking, Einstecktuch und goldgetönter Brille. Liechtenstein ist sicher kein klassischer Vertreter von E-Kultur, wurde aber unterdessen vom Feuilleton entdeckt. Im Interview sagt er:

«Das Eichenbild ruht nach wie vor in uns als Leitwert. So entstehen die Arten, so sieht die gesunde Familie aus. Die Alge aber ist ein besseres Bild, weil da alles möglich ist, alle möglichen Verwandlungen. Wenn man sich das als Vorbild nimmt, kann man schneller glück-

lich sein. Dann kann man sagen: Eigentlich ganz gut, dass ich meinen fünften Beruf habe, dass ich mal in einem Riesenhaus gelebt habe und nun in einem kleinen Dachzimmer wohne, dass ich zum fünften Mal geheiratet habe und dass ich seit zwei Jahren nicht mehr Auto fahre, aber vielleicht habe ich ja in drei Jahren ein Segelboot. Wenn man das Grundmuster der Alge nimmt, dann sind das keine Brüche, sondern ganz schöne Konstrukte.»

Klar, dass beim Algenmenschen die Aufarbeitung der Vergangenheit nicht so viel zählt. Es entsteht immer Neues und weniger eins aus dem anderen, horizontal statt vertikal. Zugehörigkeit braucht keine Wurzeln.

Erinnerung spielt keine Rolle

Auch das Erinnern spielt eine andere Rolle. Etwa in der Kurzgeschichtensammlung von Karen Köhler mit dem Titel «Wir haben Raketen geangelt» (sie wird an der BuchBasel zu hören sein). Alle Figuren bei Köhler haben mit ihrer Vergangenheit zu tun, jedoch mit der unmittelbaren: Meist hat ihr Partner sie verlassen oder ist gestorben. Eine der Figuren ist ihrer Erinnerung so ausgesetzt, dass sie bei jedem Gedanken an ihren Ex einen Strich in ihr Notizheft macht (siehe Bild links). Das ist kein Zustand, das ist mal klar. Köhlers Figuren müssen eher von der Erinnerung loskom-

men, um in die Gegenwart zu finden, als mit ihr in Kontakt zu treten.

Oder aber, die Erinnerung spielt gar keine Rolle. Was auch wieder seltsam ist, aber für viele aus der Generation der jetzt 30-Jährigen zutreffen dürfte. Unsere Eltern haben so viele Hürden aus dem Weg geräumt (scheint es zumindest), dass wir immer noch am Rausfinden sind, wofür und wogegen wir sein wollen. Das kann in die gedankliche Überbewertung des gegenwärtigen Zustandes führen, bei der den Protagonisten selbst am unwohlsten ist. Der Nicht-Held von Heinz Helles Debüroman «Der beruhigende Klang von explodierendem Kerosin» ist so ein Fall (nominiert für den Schweizer Buchpreis). Dieser Ich-Erzähler ist so lasch, dass er sich nur sein ungewähltes Lebensmotto vorsagen kann: Ich denke, also bin ich nicht. Er studiert in New York Philosophie und ist derart in seinen Minineurosen gefangen, dass die Beziehung zu seiner feinen Freundin vor die Hunde geht.

Das klingt lahm, ist aber ein ziemlich gutes Buch. Lahm ist der Charakter. Und wahrscheinlich finden sich die meisten Dreissiger auf jeder zweiten Seite wieder und lesen das Buch in zwei Stunden durch. Dreissiger, die nur mühsam ein Bein auf den Boden kriegen. Obwohl sie keine zerrüttete Vergangenheit haben. Oder gerade deswegen.

tageswoche.ch/+wfk6

×

Kinoprogramm

Basel und Region 31. Oktober bis 6. November

ANZEIGEN



NATIONAL THEATRE

LIVE AUS LONDON IM PATHE KÜCHLIN

FRANKENSTEIN Version Miller as Creature
MITTWOCH, 12. NOVEMBER | 20h00 (OV)

JOHN DIENSTAG, 9. DEZEMBER | 21h00 (OV)

TREASURE ISLAND DONNERSTAG, 22. JANUAR | 20h00 (OV)

Alle Vorstellungen sind mit englischen Untertiteln

EXTRA VORSTELLUNG OF MICE AND MEN
6. NOV. 20.30 UHR

TICKETS
REGULÄRE TICKETS: CHF 30.-*
REDUZIERTE TICKETS: CHF 27.-*
*inkl. ein Glas Champagner oder ein PET Getränk
Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich.

pathe.ch

BASEL CAPITOL

- Steinenvorstadt 36 kitag.com
- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
21.00-FR-DI: 15.00-MI: 14.45^{E/d/f}
 - THE EQUALIZER** [16/14 J]
21.00-FR-DI: 15.00/18.00
MI: 14.45^{E/d/f}
 - ANNA IN SWITZERLAND** [16/14 J]
FR-DI: 18.00-MI: 17.45⁰
 - GONE GIRL** [16/14 J]
MI: 17.45^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

- Theaterstr. 7 kultkino.ch
- KUZU** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15⁰^{v/d/f}
 - CALVARY** [16/14 J]
13.15/21.00^{E/d/f}
 - THULETUVALU** [10/8 J]
FR-SO/DI/MI: 13.50/19.15
MO: 19.00⁰^{v/d/f}
 - MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
14.30/16.30/18.40/20.45^{F/d}
 - PHOENIX** [12/10 J]
15.15^{D/f}
 - DEUX JOURS, UNE NUIT** [10/8 J]
21.15
FR-SO/DI/MI: 15.45/19.00
MO: 14.15^{F/d}
 - WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
17.15⁰
 - CURE - DAS LEBEN EINER ANDEREN** [14/12 J]
FR-SO/DI/MI: 17.30
MO: 16.30^{Kroat./d}
 - FINDING VIVIAN MAIER** [16/14 J]
SA/MO-MI: 12.30-SO: 10.45^{E/d/f}
 - HECTOR AND THE SEARCH FOR HAPPINESS** [12/10 J]
SO: 11.00^{E/d/f}
 - NOSFERATU** [16/14 J]
SO: 11.00
Stummfilm mit Live Musik
MIT ORCHESTER-LIVE-MUSIK
MIT «TRIO CONTRASTE»
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH
 - DER KLEINE NICK MACHT FERIE** [6/4 J]
SO: 12.30⁰
 - LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
MO: 18.30^{Dialekt/d/e}
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH
MIT DERM REGISSEUR

KULT.KINO CAMERA

- Rebgasse 1 kultkino.ch
- BLIND DATES** [16/14 J]
15.15/20.45⁰^{v/d/f}
 - YALOM'S CURE** [8/6 J]
15.30/19.15/21.00^{E/d/f}
 - DER KREIS** [14/12 J]
17.10^{Dialekt/f}
 - DARK STAR - HR GIGERS WELT** [16/14 J]
17.30⁰^{v/d/f}
 - SLEEPLESS IN NEW YORK** [16/14 J]
19.00^{E/d/f}
 - POPULATION BOOM** [16/14 J]
SO: 11.00⁰^{v/d}
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH
 - ANNA IN SWITZERLAND** [16/14 J]
SO: 11.15⁰^{v/d}
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH
MIT DEN REGISSEUREN
 - L'ABRI** [10/8 J]
SO: 13.30^{E/d/f}
 - MY NAME IS SALT** [16/14 J]
SO: 13.30⁰^{v/d/f}

KULT.KINO CLUB

- Marktplatz 34 kultkino.ch
- LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
15.30
FR-SO/DI/MI: 18.00/20.30
MO: 18.30/20.45^{Dialekt/d/e}
 - THE CUT** [14/12 J]
SO: 12.45-MO: 18.00^{E/d}

NEUES KINO

- Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
- VATERS GARTEN - DIE LIEBE MEINER ELTERN** [12/10 J]
FR: 21.00^{Dialekt/d}
VORFILM: EIN GESPRÄCH
MIT PETER LIECHTI ZU SEINEM LETZTEN FILM

PATHE KÜCHLIN

- Steinenvorstadt 55 pathe.ch
- TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 12.30/15.00
SO-MI: 13.50⁰
 - MÄNNERHORT** [12/10 J]
15.00-FR/MO/DI: 12.45
FR/SO-MI: 20.30-FR/SA: 22.45⁰
 - WIE IN ALTEN ZEITEN - THE LOVE PUNCH** [8/6 J]
SA/SO: 11.15⁰
 - MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J]
13.10/15.40-FR/SO/DI: 18.10
FR: 23.15-SA/MO/MI: 20.45
SO: 10.45⁰ FR/SO/DI: 20.45-
SA: 10.45/23.15-
SA/MO/MI: 18.10^{E/d/f}
 - LOVE, ROSIE - FÜR IMMER VIELLEICHT** [6/4 J]
20.30-FR/SO-MI:
13.45/16.00/18.15-
FR: 22.45 SA/SO: 10.40
SA: 12.50/15.00/22.15⁰
 - MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
13.50
FR/SA: 17.15/19.30/21.40
SA/SO: 11.15
SO-MI: 16.00/18.15/20.30⁰
 - NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
FR/SO-MI: 13.50/16.00/18.15
FR: 22.45
SA: 12.45/15.00/18.45/22.15
MO/MI: 20.30⁰
 - THE EQUALIZER** [16/14 J]
FR/SO/DI: 14.10/16.00
FR/SA: 23.50-SA: 17.15
MO/MI: 18.20⁰
 - DRACULA UNTOLD** [14/12 J]
17.00/21.15-FR/MO/DI: 14.50
FR/SA: 23.30⁰
 - GONE GIRL - DAS PERFEKTE OPFER** [16/14 J]
FR/MO/MI: 17.15-SO/DI: 20.15^{E/d/f}
FR/SA/MO/MI: 20.15
FR/SA: 23.20-SA/SO: 11.00
SA/MO/MI: 14.10-SO/DI: 17.15⁰
 - DER RICHTER - RECHT ODER EHRE** [10/8 J]
FR-DI: 17.30⁰
 - WISH I WAS HERE** [10/8 J]
FR/SO/DI: 18.45
SA/MO/MI: 16.00⁰
 - ANNABELLE** [16/14 J]
21.00-FR/SA: 23.15⁰
 - DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 10.30⁰
 - THE BOXTROLLS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.30⁰
 - DER 7BTE ZWERG - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 10.45-SA/SO/MI: 12.45⁰
 - DIE VAMPIRSCHWESTERN 2 - FLEDERMÄUSE IM BAUCH** [6/4 J]
SA/SO/MI: 12.45⁰
 - DER KLEINE NICK MACHT FERIE** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.50⁰
 - Opera - CARMEN** [6/6 J]
SA: 17.55⁰^{v/d}
METROPOLITAN OPERA NEW YORK

PATHE PLAZA

- Steinentorstr. 8 pathe.ch
- DIE BOXTROLLS - 3D** [6/4 J]
13.10/15.30⁰
 - TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES - 3D** [12/10 J]
FR/SO/DI: 18.00
SA/MO/MI: 20.20⁰
FR/SO/DI: 20.20
SA/MO/MI: 18.00^{E/d/f}

REX

- Steinenvorstadt 29 kitag.com
- GONE GIRL** [16/14 J]
14.00-FR-DI: 17.15/20.30^{E/d/f}
 - HIN UND WEG** [12/10 J]
FR-DI: 14.30/17.30/20.00
MI: 14.15/17.15/20.30⁰
 - Swisscom Ladies Night: AND SO IT GOES**
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO 42

- Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch
- LES BICHES** [16/14 J]
FR: 16.15^{F/d}
 - VIOLETTE NOZIÈRE**
FR: 18.30^{F/d}
 - BROKEBACK MOUNTAIN**
FR: 21.00^{E/d/f} [14/11 J]
 - CE N'EST PAS UNE VIE QUE DE NE PAS BOUGER - ALEXANDRE YERSIN: BESIEGER DER PEST**
SA: 11.00^{F/d}
 - L'AVVENTURA** [16/18 J]
SA: 15.00⁰^{v/d}
 - SOUS LE SABLE** [16/14 J]
SA: 18.00^{F/d}
 - BLOW UP** [16/14 J]
SA: 20.00^{E/d/f}
 - IL PORTIERE DI NOTTE** [16/18 J]
SA: 22.15^{E/d/f}
 - CRONACA DI UN AMORE**
SO: 13.00-MI: 18.30⁰
 - THE EYE OF THE STORM**
SO: 15.15-MI: 21.00^{E/d} [12/10 J]
 - IL GRIDO** [16/14 J]
SO: 17.30-MO: 21.00⁰^{v/d}
 - LA CADUTA DEGLI DEI** [16/18 J]
SO: 20.00^{E/d/f}
 - THE VERDICT** [6/4 J]
MO: 18.30^{E/d/f}

STUDIO CENTRAL

- Gerbergasse 16 kitag.com
- THE JUDGE** [10/8 J]
14.15/17.15^{E/d/f}
 - WIE IN ALTEN ZEITEN - THE LOVE PUNCH** [8/6 J]
20.15^{E/d/f}

FRICK MONTI

- Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
FR/SA: 20.15-SO: 18.00⁰
SO/MO: 20.15^{F/d}
 - NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
SA: 18.00-SO: 16.00⁰
 - DIE BIENE MAJA - DER KINOFILM - 3D** [0/0 J]
SO: 14.00⁰
 - DAS GRENZT AN LIEBE - AND SO IT GOES** [10/8 J]
MI: 20.15⁰

LIESTAL ORIS

- Kanonengasse 15 oris-liestal.ch
- NORTHMEN: A VIKING SAGA** [14/12 J]
FR-SO: 18.00-DI: 20.00⁰
 - MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IM LABYRINTH** [12/10 J]
FR-MO/MI: 20.15⁰
 - DIE BOXTROLLS 3D** [6/4 J]
3D: SA/SO: 13.30⁰ 2D: MI: 13.30⁰
 - TEENAGE MUTANT NINJA TURTLES** [12/10 J]
3D: SA/SO: 15.45⁰
2D: MI: 15.45⁰
 - MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
MO-MI: 18.00⁰
 - WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
DI: 14.15⁰ GOLDEN AGE

SPUTNIK

- Poststr. 2 palazzo.ch
- YALOM'S CURE** [8/6 J]
FR-SO: 18.00^{E/d}
 - LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
20.15⁰^{Dialekt}
 - MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
SO: 15.30^{F/d}
 - MY NAME IS SALT** [16/14 J]
MO-MI: 18.00⁰^{v/d/f}

SISSACH PALACE

- Felsenstrasse 3a palacesissach.ch
- MONSIEUR CLAUDE UND SEINE TÖCHTER** [6/4 J]
18.00⁰
 - LIEBE UND ZUFALL** [8/6 J]
20.30⁰^{Dialekt}
 - POPULATION BOOM**
SO: 10.30⁰^{v/d}
FILMMATINÉE DER GRÜNEN
SISSACH ZUM THEMA
ÜBERBEVÖLKERUNG UND ECOPOP



IN DIESER WOCHE: DER GANZ NORMALE WAHNSINN.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 44;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Brendan Bühler (Praktikant),
Yen Duong,
Daniel Faulhaber (Praktikant),

Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Christoph Kieslich,
Valentin Kimstedt, Marc Krebs,
Felix Michel (Praktikant),
(Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Irene Schubiger, Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neue Medienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50
Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben), 2 Jahre:
420 Franken (100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

Fast so bekannt wie der Osterhase, aber viel wichtiger für die Kunstgeschichte: Albrecht Dürers «Feldhase».

Knuffiges Meisterwerk

von Karen N. Gerig

In Ruhestellung, die Ohren auf- und ausgerichtet, so sitzt Albrecht Dürers «Feldhase» da. Entspannt und wachsam zugleich und erschreckend lebensecht, obwohl schon über 500 Jahre alt. Das helle, weiche Bauchfell, die feinen Härchen an den Ohren und vor allem der

Lichtpunkt im rechten Auge des Tieres, all dies ist Dürer (1471–1528) in dieser Aquarellzeichnung meisterlich gelungen.

Nicht immer geriet dem deutschen Künstler die Darstellung der Tiere derart gut. Auf einer Zeichnung, die zur Sammlung des Kupferstichkabinetts im Kunst-

Albrecht Dürers wohl schönste Tierdarstellung: «Der Feldhase».

© ALBERTINA WIEN



museum Basel gehört, tanzen zum Beispiel Affen, die verdächtig an kleine behaarte Menschlein erinnern, um einen Topf. Jedoch ist es kein Wunder, dass der Hase dem Künstler weniger Mühe bereitete – schliesslich war er keine Seltenheit im Deutschland des 16. Jahrhunderts. Der Affe jedoch sehr wohl, und es ist anzunehmen, dass der Nürnberger kaum je einen in natura zu Gesicht bekommen hatte.

Begeistert von der Natur

Hätte er aber sicher gerne. Denn Dürer interessierte das Studium der Natur zeitlebens. Es begann mit der möglichst realistischen Wiedergabe der Landschaften, die er als Jüngling auf seiner ersten Italienreise im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts vorfand.

Der Feldhase markierte bei seiner Entstehung 1502 den Beginn einer intensiven Beschäftigung mit der Natur, insbesondere mit Tieren und Pflanzen. Dürer gilt als der erste Künstler, der bis dahin für die Kunst unbedeutende und unscheinbare Geschöpfe sorgfältigst und mit beinahe fotografischer Präzision festhielt – autonome Tier- und Pflanzenstudien existierten bis dahin kaum beziehungsweise wurden nicht als Kunst wahrgenommen.

Erst in seinen letzten Lebensjahren stellte Dürer seine praktischen Übungen auf eine theoretische Ebene: In seiner 1528 veröffentlichten Proportionslehre findet sich der Satz von der Wahrhaftigkeit der Natur, deren Vorbild den dargestellten Gegenstand erst zum Kunstwerk macht. Nicht jeder Künstler jedoch suchte sich daraufhin seine Inspiration draussen vor der Tür. Manch einer kopierte stattdessen schlicht Dürers «Hasen» – es entstand ein stattliche Zahl von Kopien, von denen einige bis heute erhalten geblieben sind.

Keine hundert Jahre nach seiner Entstehung war Dürers «Feldhase» also bereits Kult. Und er ist es bis heute geblieben, wenn auch für eine gewisse Zeit die «Betenden Hände» ihm den Rang als Dürers bekanntestes Werk abgelaufen hatten. Heute trägt aber noch ein anderer Umstand dazu bei, dass die Leute strömen, wenn die Aquarellzeichnung in einer Ausstellung zu sehen ist. Das Werk ist nämlich derart fragil, dass es nur rund alle zehn Jahre aus seiner Box im unterirdischen Sicherheitsdepot ans Licht geholt wird. Die übrige Zeit hängt in der Albertina in Wien, der Besitzerin des «Hasen», eine Replik an der Wand.

Den «Feldhasen» wird man in der Ausstellung «Albrecht Dürer und sein Kreis» im Kunstmuseum Basel nicht bewundern können, dafür aber den «Affentanz». Gezeigt werden zudem weitere Dürer-Zeichnungen aus den Beständen des Kunstmuseums sowie Werke von Künstlern, die in seinem engeren Umfeld oder in seiner Werkstatt in Nürnberg tätig waren. tageswoche.ch/+pifl7 x

Kunstmuseum Basel, 1. November 2014 bis 1. Februar 2015. Vernissage Freitag, 31. Oktober, 18.30 Uhr.

Wochenendlich in Via Capricorn

Drei Tage im Naturpark Beverin versprechen malerische Berge, sattgrüne Hänge und leckeres Wild.

Freude fürs Herz, Schmerz für die Beine

von Andreas Schneitter

Gross waren die Versprechen, gross die Hoffnung: die Via Capricorn, ein Rundwanderweg durchs Schamser- und Safiental, führt mitten durch das Revier des Steinbocks. Auf der Route befindet sich die Steinbockkolonie Safien-Rheinwald, die rund 350 Tiere zählen soll.

Eine ganze Menge, wenn man bedenkt, dass vor 150 Jahren das Bündner Wappentier in der Region noch als ausgestorben galt. Ausserdem führt der Steinbockweg mitten durch den Naturpark Beverin, über zwei Pässe, durch Bergdörfer, die im Unterschied zu anderen Alpentälern noch nicht mit Ferienhäusern verbaut wurden, vorbei an kleinen Bergseen und zumindest die ersten beiden Tage entlang des mächtigen Piz Beverin. Gute Route, guter Plan. Doch dann: Nebel.

Wenigstens ist die Gastroszene in der Nacht vor dem Aufstieg ansehnlich. Am Ausgangspunkt Wergenstein entscheiden wir uns für die sympathische Pension Muntanella mit ihren wärmenden Holzzimmern und der engagierten Bewirtung durch die Patronin.

Der erste Tag der Rundwanderung führt über die Alpweiden und Maiensässe hinauf auf den Carnusapass auf 2600 Meter. Nach etwa drei Stunden sind wir oben, wo der Blick über den nahen Piz Beverin beeindruckend sein müsste, sähe man weiter als zwei Meter. Noch immer von Nebelschwaden umgeben, machen wir uns auf den langen Abstieg, vorbei an einem Bergsee in der Senke eines Schotterhangs, bis wir langsam die Baumgrenze wieder erreicht haben – und von dort gehts steil runter auf den Glaspass, das obere Ende des Safientals.

Als schon fast der Abend hereinbricht, klart endlich die Sicht auf: majestätisch glänzt der Piz Beverin in der Abendsonne, pittoresk kleben die vereinzelt Futterställe am sattgrünen Hang. Nur die Stein-

böcke fehlen noch immer. Im Berggasthaus Beverin auf dem Glaspass erfahren wir von einem Gast, nicht ohne Ironie, den Grund: Das Wappentier erleidet momentan die Jagdsaison.

Und dann doch noch Wild

Während der zweite Tag auf einem Höhenweg quer durchs reichlich unberührte Safiental kaum mehr als ein Auslaufen ist, gehts als Abschluss noch einmal hoch hinaus, schon die Flurnamen verheissen Action: der fast senkrechte Aufstieg von Thalkirch auf die Passhöhe der Farcletta digl Lai Grand durchquert den Geröllhang Höllgraben, nichts als kalter und nackter Stein. Doch einmal mehr entschädigt die Ankunft für die brennenden Waden: auf 2659 Metern scheidet sich der Berg in die Abstiege nach

Ausspannen

Hotel Capricorns, Wergenstein: Terrasse mit Aussicht, respektable Bibliothek, gute Küche, Kulturprogramm – und Sauna.

Anschauen

Auf dem Weg nach Wergenstein fährt man an Zillis vorbei. Die biblischen Bildtafeln aus dem 12. Jahrhundert an der Decke der Kirche St. Martin sind immer einen starren Nacken wert.

Aufsteigen

Für einen Tagestrip sei der spektakulärere Rückwärtsaufstieg empfohlen: von Wergenstein über die Farcletta digl Lai Grand, unten im Safiental per Postauto runter nach Thusis.

Anbeissen

Wild. In jeder guten Gaststube der Gegend. Natürlich nur saisongerecht.

Sufers in der Suvretta, zurück ins Safiental oder zum Startpunkt Wergenstein.

Der Weg ist noch lang, aber dennoch lohnt es sich, bei Wind unter strahlender Sonne die letzten Krümel Studentenfutter zu verdrücken: ein Blick wie derjenige hinauf zu den steilen und kantigen Grauhörnern öffnet sich einem nur selten. Da sieht man drüber hinweg, dass die ersten Hörner, die wir auf der Wanderung durch die Steinbockkolonie erblicken, tatsächlich nur aus Stein sind.

Nach dem letzten Abstieg nach Wergenstein und am Ende einer Tour, die sich über deutlich mehr als die veranschlagten 49 Kilometer hinzog, sehen wir doch noch Wild: auf dem Teller, im Hotel Capricorns in Wergenstein. Der Rest ist Sauna.

tageswoche.ch/+j7866

×

Der Piz Beverin in der Abendsonne entschädigt für brennende Waden. FOTO: A. SCHNEITTER



Zeitmaschine

Die beiden Frauen an der Abdankungshalle in Muttenz stehen in einer 2000-jährigen Tradition.

Erhellendes Detail

von Martin Stohler

Es gibt Bilder, deren Gehalt sich uns ohne Weiteres erschliesst. Bei anderen dagegen müssen wir mit dem Kontext vertraut sein, damit wir ihre Bedeutung verstehen. Die Sgraffiti der beiden jungen Frauen, mit denen wir uns in dieser «Zeitmaschine» befassen, schmücken den Eingang der Abdankungshalle auf dem Friedhof von Muttenz. Geschaffen hat sie der Baslerbieter Künstler Fritz Bürgin (1917–2003) vor gut einem halben Jahrhundert; das genaue Jahr ist mir leider nicht bekannt.

Die beiden jungen Frauen sind sich recht ähnlich. Sie unterscheiden sich allerdings in zwei wichtigen Details. Während

die eine uns mit offenen Augen ansieht, ist der Blick der andern gesenkt und sind ihre Augen geschlossen. Bedeutender ist der zweite Unterschied, der sich aus der Art und Weise ergibt, wie die beiden ihre Öllampe halten.

Die Lampen verweisen uns auf den Kontext, in dem wir die zwei jungen Frauen zu sehen haben. Es ist ein Gleichnis, das im Matthäusevangelium (Kapitel 25, 1–13) erzählt wird. Zehn Jungfrauen gehen dem Bräutigam entgegen. Alle haben Lampen dabei, aber nur die fünf klugen haben daran gedacht, auch noch Öl in Krügen mitzunehmen. Als der Bräutigam lange nicht kommt, werden die zehn

müde und schlafen ein. Mitten in der Nacht wecken sie laute Rufe: «Der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen!» Rasch stehen alle auf und machen ihre Lampen zurecht. Da sagen die törichten Jungfrauen zu den klugen: «Gebt uns von eurem Öl, sonst gehen unsere Lampen aus.» Die klugen antworten ihnen: «Dann reicht es weder für uns noch für euch, geht doch zu den Händlern und kauft, was ihr braucht.»

Geschlossenes Tor

Während die törichten Jungfrauen dem vielleicht nicht ganz uneigennützig gegebenen Rat folgen (warum gehen sie nicht im Dunkeln weiter?), kommt unterdessen der Bräutigam und führt die Jungfrauen, die bereit sind, in den Hochzeitssaal. Für die törichten Jungfrauen, die zu spät kommen, bleibt die Türe des Saals geschlossen. Zu ihnen sagt der Bräutigam: «Ich kenne euch nicht.»

Das Gleichnis endet mit der Mahnung: «Seid also wachsam! Denn ihr wisst weder den Tag noch die Stunde.» Die Botschaft ist simpler als die Geschichte, die sie transportieren soll: Die Gläubigen sollen das «Öl», das sie zu Christinnen und Christen macht, stets bei sich haben – andernfalls kommen sie nicht ins Himmelreich.

Fritz Bürgin hat das wahrscheinlich nicht ganz so eng gesehen. Wie sollen wir die Blumen deuten, die neben dem Fuss der törichten Jungfrau blühen? Hat er hier einen leisen Einspruch angemeldet? Ich habe es leider verpasst, ihn danach zu fragen, als er noch unter uns weilte.

tageswoche.ch/+meylx

×

Feine Unterschiede: Fritz Bürgins Sgraffiti an der Muttenzer Abdankungshalle. FOTOS: MARTIN STOHLER





I C M

INSTITUT FÜR CHINESISCHE MEDIZIN

Tag der offenen Tür

Samstag, 8.11.14

11⁰⁰-16⁰⁰ Uhr

In der Praxis erleben:

Tui Na Massage, Ohrakupunktur

Zungen/Pulsdiagnose, Qi Gong, Tai Qi
stärkende Suppen, Tee



Falknerstr. 4, 4001 Basel, www.icm-basel.ch, 061 272 88 89

Post CHAG

ANZEIGE



DIE HIEBER HIGHLIGHTS DER WOCHE FÜR SIE · GÜLTIG BIS ZUM 31. OKTOBER 2014



Kassler Hals
ohne Knochen,
goldgelb geräuchert, 1 kg

6.66
CHF
8,09



Frische Blut- und Leberwürste
100 g

0.69
CHF
0,85



Schweinehals
mit Knochen, am Stück oder
als Kotelett geschnitten, 1 kg

3.99
CHF
4,84



Kesselfleisch
vom saftigen Schweinebug, natur
oder gepökelt, 1 kg

5.99
CHF
7,27



**Laufend frisch aus dem Steinofen:
Schwarzwälder Laib**
auch aus der Selbstbedienungs-
Backwarenwelt, 1 kg

1.99
CHF
2,42



**Unsere Heimat – echt & gut
Speisekartoffeln** vorwiegend
festkochend, festkochend oder
mehligkochend. Sorte siehe
Etikett, aus Deutschland,
2,5-kg-Beutel (1 kg = € 0,60)

1.49
CHF
1,81



Wolfsbarsch
ganzer Wolfsbarsch mit Kopf,
100 g

1.99
CHF
2,42



**Buitoni
italienische Teigwaren**
verschiedene Ausformungen,
500-g-Packung (1 kg = € 1,38)

0.69
CHF
0,84



**Hengstenberg Mildessa
mildes Weinsauerkraut
oder Rotkohl traditionell**
Abtropfgewicht 770 g
(1 kg = € 1,29), 810-g-Dose

0.99
CHF
1,20



Schauma Shampoo 2 x 400 ml
(1 L = € 2,78) oder **Spülung**
2 x 250 ml (1 L = € 4,44),
Doppelpackung

2.22
CHF
2,70



Marktbiere-Pils
1-L-Flasche zzgl. Pfand

2.30
CHF
2,79



**Exklusiv
bei Hieber
Ballrechten-Dottinger Castellberg
Gutedel trocken** Q.b.A., oder **mild** Q.b.A.,
1-L-Flasche zzgl. Pfand

2.22
CHF
2,70

Aufgrund eines Feiertages bleiben unsere Märkte am Samstag, 01.11.2014 geschlossen.

Sind Sie an weiteren Angeboten interessiert?

Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an.
Super Wechselkurs: 1,2140 nur gültig bei Barzahlung.

HIEBER GIBT ES UNTER ANDEREM IN

- Lörrach
- Weil am Rhein
- Binzen
- Nollingen
- Grenzach
- Rheinfelden

Herausgeber: Hieber's Frische Center KG, Kanderweg 21, 79589 Binzen. Alle Preise in €. Gültig für Woche 44 • Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten.

Mehr Infos unter www.hieber.de oder unserer Hotline 076 21 / 968 78 00

